

Marceline Loridan-Ivens
Liebe im Schatten von Auschwitz

Marceline Loridan-Ivens, 1928 als Marceline Rozenberg geboren, wurde im März 1944 mit ihrem Vater nach Auschwitz-Birkenau deportiert. Am 18. September 2018 starb sie in Paris. Sie war Schauspielerin, Drehbuchautorin und Regisseurin.

Zuletzt von ihr erschienen: »Und du bist nicht zurückgekommen«, Berlin 2015.

Titel der Originalausgabe: »L'amour – après«, Paris 2018

© Éditions Grasset & Fasquelle, 2018

Edition
TIAMAT

Deutsche Erstveröffentlichung
Herausgeber der Reihe Critica Diabolis:

Klaus Bittermann

1. Auflage: Berlin 2025

© Verlag Klaus Bittermann

Grimmstr. 26 – 10967 Berlin

Alle Rechte vorbehalten

www.edition-tiamat.de

mail@edition-tiamat.de

Buchcovergestaltung: Felder Kölnberlin Grafikdesign

Druck & Bindung: cpi books GmbH Leck

ISBN: 978-3-89320-334-5

Marceline Loridan-Ivens

mit Judith Perrignon

Liebe im Schatten von Auschwitz

Aus dem Französischen von
Barbara Heber-Schärer



Critica
Diabolis
345

Edition
TIAMAT

»Ein nicht gelebtes Leben ist eine Krankheit,
an der man sterben kann ...«
C. G. Jung

In Jerusalem habe ich das Augenlicht verloren. Das hatte nichts mit Gott zu tun, ich bin nicht gläubig. Aber es ist nicht irgendwo oder in irgendeiner Umgebung passiert, sondern dort, einfach so, auf einen Schlag. Und ich konnte nicht anders, als einen Sinn, ein Zeichen darin zu suchen. Ich suche immer noch.

Ich signierte gerade mein letztes Buch, als die Frau, die es mir gereicht hatte, sagte: »Entschuldigen Sie, aber Sie schreiben immer auf derselben Linie.« Ich blickte auf, ich sah sie nicht, ebenso wenig wie die Schlange der Menschen hinter ihr, mit meiner und meines Vaters Geschichte in den Händen. Ich saß im Dunkeln.

Wir sind überstürzt nach Tel Aviv zurückgefahren. Ich spürte, dass ich so nicht leben wollte, dass ich lieber Schluss machen und sterben würde, aber das war mir nicht anzusehen, glaube ich, ich versteckte es und verschob meinen Selbstmord auf später, man kommt nicht nach Israel, um zu sterben. Ich musste weitermachen wie immer. In meinem Hotelzimmer angekommen, zündete ich mir einen Joint an, dann noch einen. Meine Freundin

Annette war bei mir, ich sprach mit ihr über meine Namen, und dass der wichtigste von allen, Rozenberg, zu meinem großen Bedauern hinter den Familiennamen der Männer verschwunden ist, die ich geliebt oder geheiratet habe. Vielleicht war das eine Art, meine Geschichte rückwärts aufzurollen, da ich sie ja für abgeschlossen hielt, aber ich war nicht melodramatisch, glaube ich, das Gras tat sein Werk, entspannte mich. Plötzlich gingen alle Lichter aus, im ganzen Hotel herrschte Finsternis, zumal es draußen Nacht geworden war. Und sehr schnell war klar, dass ich daran schuld war: meine Raucherei hatte den Alarm ausgelöst. Im Zimmer nebenan und in den Fluren Erregung, um nicht zu sagen Empörung. Ich ging hinaus, weniger panisch als die anderen, ich war ihnen etwas voraus in der Dunkelheit. Kichernd, ja jubilierend stammelte ich ein paar Entschuldigungen: Das Hotel hatte sich mir angepasst, ich hatte ihm einen strengen Shabbat aufgezwungen, den ich gar nicht einhalte. Jammerte denn ich, die ich für den Rest meiner Tage der Dunkelheit verheißen war?

Am nächsten Tag im Tel Aviver Krankenhaus beruhigte man mich nicht. Aber wie am Tag zuvor habe ich nicht geschrien, nicht geweint, ich ging, umgeben von meinen Freunden, geschockt, dass ich nichts mehr sehen konnte, und sagte, ich hätte Lust, ins Bergounia zu gehen und frittierte Calamari zu bestellen. Dort sind sie zart, ganz anders als die, die man in Frankreich serviert bekommt, sie erinnern mich an die Sonntage meiner Kindheit, als meine Eltern mit uns aufs Land fuhren, um frittierte Calamari zu essen.

Ich trank Wein zum Fisch. Sehr schnell war ich beschwipst, stand auf, ging nach nebenan und bahnte mir einen Weg durch die Menge, es roch nach Cannabis, Jugend und Trunkenheit.

– Können Sie mir etwas abgeben? Ich tastete mich vorwärts, die Stühle an der Bar waren so hoch, dass sie mir fast bis zur Nase reichten, ich berührte die Leute, sie reichten mir ihren Joint, ich zog daran, gab ihn zurück, ich brachte sie zum Lachen, aber in mir hatte ein Countdown begonnen: So werde ich nicht leben. Es war wie ein letzter Akt und gab mir eine unglaubliche Kraft. Plötzlich stieß ich gegen einen Mann, ich weiß noch, dass ich zuerst seine Muskeln spürte und dachte, er ist jung, er hatte den straffen Körper eines Arbeiters. Wie zu meiner Hilfe setzte die Musik ein, der junge Arbeiter und ich fingen an zu tanzen, vielleicht hatte ich ihn aufgefordert und ihm keine Möglichkeit gelassen abzulehnen, ich weiß es nicht mehr. Andere um uns herum tanzten schon.

– Sind Sie Jude?, fragte ich ihn.

– Ja.

– Woher kommen Sie?

– Ich bin Libanese.

Wir tanzten. Ich in der Dunkelheit an ihn geklammert. Meine Schritte in den seinen. Er sah meine Nummer.

– Du warst dort?

– Ja.

– Wie alt warst du?

– Fünfzehn.

Wir tanzten Tango.

– Das Furchtbare ist, dass es mit mir gehen wird. Es wird verschwinden.

Wir tanzten weiter.

– Weißt du, dass Kinder oder Enkel von Deportierten sich die Nummer ihrer Eltern eintätowieren lassen?

– Ja, ich weiß.

Wir tanzten immer noch.

– Dann gebe ich dir diese Nummer. Ich habe keine Kinder. Ich werde bald sterben, aber ich will nicht, dass diese Geschichte mit mir stirbt. Nimm die Nummer und schreib sie dir auf den Arm.

Wir blieben stehen. Eine junge Frau streifte mich. Bei der Berührung ihres Kleids erriet ich, dass sie gut angezogen war, ganz chic.

– Möchten Sie auch meine Nummer? Ich kann sie nicht nur einem Mann geben, ich bin eine Frau. Ich muss sie einer Frau geben.

Sie ging und holte Papier. Ich schrieb, so gut ich konnte, 78750, die Nummer, die die Nazis mir eintätowiert hatten, und zeichnete den halben Davidstern, den wir tragen mussten. Was haben sie hinterher damit gemacht? Keine Ahnung. Es war Shabbat. Ich tanzte weiter im Dunkeln. Trunken vor Kummer. Trunken von mir selbst. Ich bin ein Mädchen aus Birkenau, und ihr werdet mich nicht kriegen.

– Du hast gegessen, du hast getrunken. Dann bist du aufgestanden, in die Bar nebenan gegangen, du wusstest, dass dort gekifft wird. Du warst sehr heiter, in Gedanken ganz woanders, schwebtest allein in den Wolken. Du hast den ganzen Raum erobert. Nicht überraschend, wenn man dich kennt.

Jean-Pierre war an jenem Abend in Tel Aviv dabei, ich hatte gewollt, dass er mich begleitet und Israel kennenlernt. Jetzt sitzt er hier bei mir. Er hat eine Portion in Zeitungspapier gewickelte heiße Marroni mitgebracht, die er vor der Kirche Saint-Germain gekauft hat. Ihr Duft kommt geradewegs aus einem anderen Jahrhundert, dem unseren, als wir jung waren und uns liebten. Saint-Germain war damals der Ort, wo sich Ideen, Literatur und Musik, Prominente und Verirrte und schwarze amerikanische Künstler mischten, die sich hier wohler fühlten als in ihrer Heimat, wir lebten draußen, setzten uns aufs Geratewohl auf Cafétterrassen, sicher, dort Freunde zu treffen und mit ihnen zu beratschlagen, was wir danach

machen wollten. Leute, die sich treiben lassen, finden sich schnell, sie müssen sich nicht verabreden.

Jean-Pierre war achtzehn, noch minderjährig, und studierte an der Sorbonne, ich war eine dreißigjährige, frisch geschiedene junge Frau, die nach der Arbeit dort hinkam. Ich war Interviewerin für eine Firma für angewandte Psychosozio-logie, die mich pro Interview und die inhaltliche Auswertung bezahlte, eine Art Beraterfirma, wie sie damals zuhauf florierten und die meist nichts anderes waren als Agenten der entstehenden Konsumgesellschaft. Anfangs hatte ich das Hektographiergerät bedient, das heißt, ich stand ganz unten auf der Lohnskala, aber zufällig traf ich Emeric Deutsch dort wieder, einen geflohenen ungarischen Juden, der nach dem Krieg sonntags bei meiner Mutter gegessen und den ich ganz aus den Augen verloren hatte. Jetzt war er hier Direktor. Sehr schnell bat ich ihn, mich Interviews machen zu lassen, das war besser bezahlt. Er war nicht begeistert, ich hatte keinerlei Diplom, keinerlei Ausbildung, nichts, aber ich blieb hartnäckig und erklärte, ein ehemaliger jüdischer Widerstandskämpfer aus Ungarn könne das einer ehemaligen Auschwitz-Insassin nicht verweigern. Schließlich ließ er mich einen Versuch machen, ich sollte den Tabakkonsum in abgelegenen Ecken untersuchen. Ich hatte keinerlei Plan im Kopf, aber Spontaneität und Empathie für die Leute. Ich bin Interviewerin geworden, und sobald ich mit der Arbeit fertig war, sauste ich nach Saint-Germain-des-Prés, wo ich inzwischen bei Einbruch der Nacht, im Schein der Laternen und Bistrots, Stammgast geworden war. Ich zog mich nicht schwarz an wie die

Mädchen im Viertel, ich betonte mein rotes Haar mit Kleidern und Hosen in lebhaften Farben, ich brauchte es, aufzufallen, dass man sich um mich scharte, mich akzeptierte. Und ich fragte jeden Künstler und Intellektuellen im Umkreis, was ich lesen sollte. Gracq? Ich schrieb es auf und kaufte. Faulkner? Okay. Die Listen von Autoren und Werken, nach Epochen und Ländern geordnet, auf losen Blättern und in kleinen Spiralheften habe ich immer noch. Ich baute mir eine imaginäre Bibliothek auf, ein wenig so, wie man seinen Weg pflastert. Durch die Deportation war ich auch aus der Schule gerissen worden, und ich vertiefte mich lieber in das, was ich nicht gelernt hatte, als in das, was ich erlebt hatte. Ich hielt mich an Leute, die jünger waren als ich, an eine Generation, die neugieriger war auf den Krieg als die meine, die ihn lieber vergaß. Brecht war gerade gestorben. Der Algerienkrieg ließ die Idee des Widerstands wieder aufleben. Ich versteckte meine Nummer unter langen Ärmeln, aber ich zog die Schuhe aus, als ein Mädchen mich fragte, ob ich nicht ein Horn an den Füßen hätte wie alle Juden. Ich war unlösbar mit dieser Geschichte verbunden. Und auf gewisse Art berieten und beschützten mich viele in meiner Umgebung. Sie redeten nicht mit mir über meine Deportation. Ich war für sie die Glut inmitten der Asche. Allein dadurch gab ich ihnen Sicherheit. Und umgekehrt. Auf der Skala der menschlichen Beziehungen gab es nur Bekannte, Freunde, mögliche und unmögliche Lieben. Spürten sie so stark wie ich die Sinnlosigkeit ihres Lebens? Sie irrten gleichgültig von einem Café ins andere und gaben sich ein beschäftigtes und wichtiges Aussehen.

Was erhofften sie? War dies ihre Zuflucht? Ihr Hauptquartier? Georges Perec und sein Freund Roger Kleiman ließen sich im *Petit Suisse* nieder, einem Bistrot hinter dem Odéon-Theater. Sie drängten mich lange, wieder zu lernen und das Abitur nachzuholen. Sie stellten mir Jean-Pierre vor, der als Philosophielehrer in mein Leben trat.

– Ich weiß noch, dass Perec sehr empfänglich war für deine Geschichte. Aber kontaktiert hat mich Roger Kleiman. Ich studierte Philosophie an der Sorbonne. Er sagte, es sei wichtig für dich, aber zugleich warnte er mich vor deiner Neigung, die Männer anzumachen. Ich schwor, da könne gar nichts passieren, du warst zu alt! Doch es ging ganz schnell. Du hast eine Atmosphäre der Verführung geschaffen. Ich bereitete den Unterricht sehr gründlich vor, und du kamst ganz unbekümmert. Ich glaube nicht, dass du wirklich Lust hattest zu lernen, in Wirklichkeit amüsierte dich das alles.

– Das ist nicht wahr. Aber ich verstand kaum die Hälfte von dem, was du gesagt hast.

– Erinnerst du dich, dass du einmal Merleau-Ponty angerufen hast?

– Nein.

– Ich hatte eine Hausaufgabe korrigiert, die ich dir gegeben hatte, ich hatte die Kopie dabei, um dir einiges dazu zu sagen, und du hast ihm laut meine Korrekturen vorgelesen, um dich über mich lustig zu machen und mir zu zeigen, dass du echte Philosophen kennst. Ich war fiebrig vor Nervosität.

– Er war doch schon tot, Merleau-Ponty, oder?

– Nein, noch nicht, und ich habe nie vergessen, was er dir bei dem Anruf gesagt hat: Er ist sehr gut, dieser Lehrer. Du hattest keinen Grund, dich über das Niveau zu beklagen.

– Nein. Das Niveau war perfekt.

– Aber du hattest anderes mit mir vor. Du hast mich angemacht.

– Du hast dich anmachen lassen.

– Du bist ganz direkt vorgegangen, sogar auf einen Schemel gestiegen, um mich zu küssen.

Ich erinnere mich nicht, auf den Schemel gestiegen zu sein. Oder Merleau-Ponty angerufen zu haben. Es ist komisch zu hören, wie man in den Erzählungen und Erinnerungen anderer gehandelt hat. Ich sehe so aus, als hätte ich keine Angst. Und sicher verhielt ich mich sprunghaft, aber das war mir nicht bewusst. Ich suchte in den Blicken der anderen mich und wollte nicht meine verlorene Seele darin sehen. Was eine verlorene Seele ist? Eine, die im Dunkeln tappt, auf den Straßen der Erinnerung. Damit keiner sie sieht, muss man sich verrückt verhalten.

Ich habe nie Abitur gemacht, es auch nicht nachgeholt, und nie studiert. Meine Geschichte mit Jean-Pierre hat sich lose hingezogen, es gab Pausen, auch Politik. Die fünfziger Jahre gingen zu Ende, die verrückten Sechziger kündigten sich an. Zusammen schlossen wir uns dem Netz von Francis Jeanson an, das die Hilfe für die algerischen Unabhängigkeitskämpfer organisierte, das klandestine Abenteuer stärkte unsere Beziehung, die doch in allem gegen die Konvention verstieß, mit den

zehn Jahren Altersunterschied ebenso wie mit unserer Militanz. Er ist aus seinem Studentenzimmer zu mir gezogen. Er war Verbindungsmann, brachte Schreiben nach Deutschland und lotste Algerier über die Grenze, mit denen er sich auf einer Landstraße traf, mit offener Motorhaube, als hätte er eine Panne. In meiner Wohnung wurde das Geld gezählt, Millionen, Bündel von Scheinen lagen auf den Tischen und auf meinem Bett. Einmal fand um sechs Uhr morgens eine Durchsuchung statt, die Polizei fand nichts außer dem Buch von Henri Alleg, *La Question (Die Folter)*. Ich weiß noch, dass einer im Regenmantel zu mir sagte: »Sie sind Jüdin. Sie werden sehen, dass sie sich eines Tages gegen Sie wenden.« Ich wurde stundenlang verhört, aber es war ihnen unmöglich, mich ins Gefängnis zu sperren. Nicht ein Mädchen aus Birkenau.

– Dieses Netz war ein Remake der Résistance. Das war stimulierend, es hat unsere Beziehung gewürzt. Einmal haben sie angefangen, mich zu suchen, mir drohten zehn Jahre Gefängnis vor dem Militärgericht am Boulevard Raspail. Also versteckte ich mich zwei Monate lang in Belgien. Dadurch hat sich unsere Beziehung gelockert, und du warst eifersüchtig und hast mir das Gesicht zerkratzt, als du entdecktest, dass ein anderes Mädchen bei mir gewesen war.

– Damals hatte ich eine bestimmte Vorstellung von Treue. Und du warst ein Schürzenjäger.

– Als ich zurückkam, waren wir noch zusammen. Aber unsere Beziehung hat unter meiner Unbeständigkeit,

meiner Untreue gelitten. Manchmal zog ich zwei Wochen ins Hotel, dann kam ich zu dir zurück.

– Ich war sehr verliebt, wir hatten eine sehr enge Beziehung, ich hab mich nie von dir gelöst.

Er im übrigen auch nicht, denn er ist immer noch da. Aber er hat mich verlassen. Das hat mich fast umgehauen, ich konnte meine Tränen nicht zurückhalten, nicht einmal vor der Kamera von Jean Rouch und Edgar Morin, die damals mit uns und anderen *Chronique d'un été* drehten, ein rasch verschwundener, aber inzwischen Kult gewordener Cinéma-Vérité-Film. Ich hatte den Film begeistert begonnen, ich war darin, was ich auch im Leben war, Interviewerin, ich hielt den Parisern ein Mikro vor die Nase und fragte: »Sind Sie glücklich?« Die Frage kam etwas zu früh, bald darauf würde sie ständig gestellt und schließlich als schlechter Werbeslogan enden, aber damals stellten die Menschen sie sich nicht, nicht so, sie wurstelten sich zwischen frohen Momenten und Schicksalsschlägen durch, und ich tat es wie sie. Es war eine gefährliche Frage für mich. Bin ich glücklich? Kann ich eines Tages glücklich sein? Die Frage drohte mich umzuhauen. Ja, der Film hat wie eine Falle auf mich gewirkt und das Mikro gegen mich selbst gewendet. Und da habe ich von meiner Deportation, vom Tod meines Vaters gesprochen, ich hab meine Nummer in die Kamera gehalten und geweint, weil Jean-Pierre mich gerade verließ. Bei der Montage wurde einiges weggelassen. Doch während der Dreharbeiten war meine Rüstung gefallen. Ich hatte eine Leinwand gefunden, der ich mich anvertraute. Ein Double.

Noch heute würde ich diese junge Frau gern trösten, die auf den Mustern weint. Ich weiß, was sie nicht sagt, ich kenne das Loch, in dem sie gefangen ist und weint, ich weiß, dass sie lebt, als ob sie morgen sterben würde, dass alle Tage, die vergehen, nicht das Leben sind, sondern ein Nachschlag, den man ihr gelassen hat und den sie nicht verkommen lassen darf.

– Jemanden lieben heißt, ihm leben helfen. Glaubst du, dass du mir leben hilfst?, fragt sie.

– Nein, überhaupt nicht, antwortet Jean-Pierre.

Die Szene wurde mehr als zehnmal gedreht. »Die elfte!«, ruft Jean-Pierre auf den Mustern. Keine dieser Aufnahmen wurde in der Montage behalten, sie war fast zu gut, um wahr zu sein, man hätte uns beide für Schauspieler halten können, und das passte nicht zu ihrer Vorstellung von Cinéma-Vérité. Doch je länger unsere Trennung gedreht wurde, desto freier fühlte er sich, mich zu verlassen.

– Glaubst du, dass du mich noch liebst?, fragt die junge Frau.

– Keine Ahnung. Jedenfalls ist es sinnlos.

Er liebt sie nicht mehr.

Ich würde ihr so gern sagen, dass alles gut wird, dass bald ein sehr wichtiger Mann in ihr Leben treten wird und dass Jean-Pierre nie daraus verschwunden ist, dass er jetzt mit heißen Marroni mir gegenüber im Wohnzimmer sitzt, dass wir uns nie aus den Augen verloren haben, dass der Altersunterschied nicht kleiner geworden ist, aber dass er jetzt mit fünfundsiebzig nicht mehr den Neunmalklugen spielt! Er kommt oft. Wir lachen, manchmal trinken wir

viel zuviel, bis uns schwindelt. Wenn lieben heißt, sich leben helfen, wie die junge Frau im Film sagt, dann bin ich sicher, dass er mich geliebt hat.

Jetzt ist er verschwommen wie alle, seit ich in Jerusalem das Augenlicht verloren habe. Die Notoperation nach meiner Rückkehr und dann die regelmäßigen Spritzen haben wieder etwas Licht in meine Augen gebracht, aber die Linien sind nicht mehr gerade und die Gesichter nicht deutlich, ich errate ihre Bewegungen, ihr Lächeln, aber keine Details. Vor allem die Blicke fehlen mir. Die Straße ist jetzt voller Leute ohne Kopf, enthauptete Körper, die auf mich zukommen und mir Angst machen. Allein gehe ich nicht mehr aus. Lediglich der Klang vertrauter Stimmen, Gesichter von Freunden, die mein Gedächtnis wieder zusammensetzt, bewahren die Kontinuität meines langen Lebens. Nur in meiner Wohnung scheint alles einfach, der Weißwein und der Granatapfelsaft im Kühlschrank, meine Medikamente und die Taschentuchschachtel auf dem Tisch, meine verlorene Brille sicher nicht weit, das Porträt meines Vaters am Eingang zu meinem Schlafzimmer, die Bücherstapel überall im Wohnzimmer, die Unterlagen, die meine Schwester Jacqueline mir à jour halten hilft, der César, den Joris und ich erhalten haben, die Orchideen, die mir zu meinem Neunundachtzigsten geschenkt worden sind, ich sehe alles. Sogar die weißen Motive auf der hellblauen Decke, die auf dem Küchentisch liegt. Sie gehörte meiner Mutter, sie wurde zur Zeit der Olympischen Spiele 1936 in Berlin verkauft, ich sehe das Schiff, die altmodischen Skier, die Rackets und die olympischen Ringe, ich sehe

sogar die Flecken und reibe sie energisch mit einem nassen Schwamm weg, um diese Decke aus meiner Kindheit nicht zu ruinieren. Alles ist an seinem Platz, alles ist da, in Reichweite meiner Hände, als hätte sich nichts geändert.

Doch es gibt auch Neues, ein Apparat hilft mir lesen. Er steht neben meinem Schreibtisch, ein Block aus kaltem Metall mit einer glatten, gefensterten Oberfläche, einer Lupe und einer starken Lampe, der Bildschirm vor mir vergrößert alles in eine sehr große Schrift. Er könnte sogar sprechen, dieser Apparat, an meiner Stelle lesen, aber ich will seine Lesestimme nicht, ich nehme mir Zeit, ich entziffre, ich will keine synthetische Stimme, ich habe meine eigene. Ich lese mit meinen Erinnerungen, meinen schwachen Augen, meinen Wutanfällen, ich lese wieder und wieder, ich durchwühle meine Wohnung, denn draußen ist für mich alles unentzifferbar geworden.

Ich habe einen alten Koffer geöffnet, den ich seit über fünfzig Jahren nicht angerührt habe. Ich hatte ihn gepackt, als ich mit Joris hierher in die Rue des Saints-Pères gezogen bin, und mir sicher vorgenommen, den Inhalt zu sortieren, was ich nie getan habe. Er quillt über von vergilbten Papieren, Listen von zu lesenden Büchern, die ich verlangte und nie bewältigen würde, Theaterprogrammen, Einladungen zu Ausstellungseröffnungen, politischen Texten, Gas- und Stromrechnungen, zerrissenen Umschlägen, die zu meiner Mutter in der Rue Condorcet geschickt worden waren, später in die Rue de Chéroy, die Adresse meiner ersten Wohnung im 17. Arrondissement.

Da ist der Beweis, dass Jean-Pierre mich geliebt hat. Diese mit schwarzem Bleistift geschriebenen Zeilen mit der Unterschrift »Dein Galan«, die er wahrscheinlich vor dem Ausgehen auf dem Tisch hat liegen lassen: »Erwarte mich, und wenn es lang dauert, bis ich zurückkomme, nutz es und koch Marmelade. Pascal hat gesagt: ›Alles Unglück des Menschen rührt daher, dass er nicht ruhig in einem Zimmer bleiben kann.« Er zitiert auch Bachelard.

Und da sind meine Fünfzigerjahre, von Anfang bis Ende, Stimmen aus der Nachkriegszeit, aus Saint-Germain-des-Prés, das damals voller Leute war, die versuchten, die vorgezeichneten Bahnen zu verlassen, auszubrechen, etwas anderes zu werden als Geschäftsleute oder Angestellte, etwas anderes als gute Familienväter und -mütter. Anders als ich hatten sie ein Szenario, dem sie entkommen wollten, für mich war nichts vorgezeichnet, ich hätte tot sein sollen. »Wir«, schrieb mir Emeric im November 1951, »wir sind etwas anderes, wir sind Verlorene, es lohnt sich gar nicht, uns wieder in die Gesellschaft einzuordnen. Wir sind genau der gegenteilige Fall, wir hätten uns nie von der Bourgeoisie anstecken lassen dürfen, die uns Ansprüche eingepflegt hat, die wir außerhalb der Gesellschaft nicht erfüllen können.«

Der Platz oder die Wahrheit, die wir ungeschickt, aber dringlich suchten, als hätten wir kein Recht auf Irrtümer, war eine Illusion, aber egal, was zählte, war die Bewegung, die Spannung, die Suche, sie bestimmte unsere Begegnungen, Freundschaften und Lieben. Die junge Frau hat vieles hinterlassen. Einen Gesundheitspass noch

mit dem Stempel des Kriegsministeriums. Bereits 1957 ein schwaches Herz und Arthrose. Die junge Frau ist schon nicht mehr jung. Das KZ hat ihren Körper angegriffen, auch wenn es ihn nicht verbrannt hat.

Da ist auch ein schmerzlicher Brief, den sie an Jean-Pierre geschrieben hat. Nur ein Entwurf, oder hat sie ihn nie abgeschickt? Ich weiß es nicht mehr.

«Physischen Schmerz kenne ich zur Genüge, glaube ich, aber die eigene Seele sterben zu spüren, ist das Schlimmste. Es kommt mir so vor, als sähe ich jetzt Bilder eines neuen gemeinsamen Lebens, das wir irgendwo haben könnten, als sähe ich uns irgendwo in der Provence leben, wo wir Frieden gefunden hätten. Ich habe entschlossen gegen meine Liebe zu Dir anzukämpfen versucht. Ich kann mich nur ergeben – ich wünschte, ich könnte mich an alle Zweige, alle Wurzeln klammern, die mir helfen könnten, über diesen Abgrund meines Lebens hinwegzukommen. Aber ich kann mich nicht länger täuschen. Wenn ich überleben soll, brauche ich Deine Hilfe. Sonst werde ich früher oder später fallen.»

Aber nein, junge Frau, du wirst nicht fallen. So viele gequälte Männer in deinem Koffer, die ein paar Zeilen, eine Nachricht, einen »Rohrpostbrief« verlangen! (Wer weiß heute noch, was ein Rohrpostbrief ist?) »Marceline, immer noch verschwunden?« Unterschrift unleserlich. »Was ist der Grund für dieses Schweigen?«, fragt François aus Lausanne, an den ich mich nicht erinnere. Und dieser Jack aus dem Jahr 1951, der mich »kleines Mädchen« nennt, mir Gedichte und Zeichnungen schickt, wer ist das? Ich habe sie vergessen. Manchmal habe ich den

Eindruck, dass dieser Koffer einer anderen gehört. Ich nenne ihn Liebeskoffer.

Er kommt ungeöffnet aus einer Zeit voller Briefe, langer, hochtrabender, aber schöner Sätze. All diese Seiten haben nicht immer ein Datum oder Gesicht, aber sie setzen voraus, dass ein Mann sich mit einem Stift in der Hand an einen Tisch gesetzt hat, sich Zeit genommen und nach Worten gesucht hat, vielleicht um mir zu antworten. Wir schrieben gut, finde ich, und wen kümmert's, ob das Gefühl eine Stunde, eine Woche, einen Monat oder ein Jahr angehalten hat, ich spüre unsere beklommenen Herzen von damals, mit dem Schatten des Krieges im Rücken, der uns befahl zu leben. Das Telefon existierte schon, aber es stammelte und war unbefriedigend für unseren geschichtsbelasteten Geist. Wir brauchten es, freundschaftliche, verliebte, ärgerliche oder lügnerische Sätze zu schreiben. Wir mussten schreiben, um zu argumentieren und uns in dieser Welt zu orientieren. Wir ergingen uns in dramatischer Schwere und glücklicher Leichtigkeit. Alles ist da, in einem Koffer. Und jetzt, da ich kaum noch etwas sehe, entschieße ich mich, ihn zu öffnen. Und die Liebe kommt zum Vorschein, denn darüber muss ich reden, dort beginnt der Reigen der Männer, der den Namen meines Vaters aus meinem Zivilstand vertrieben hat.

Wer ist dieser Yves, der ständig schreibt? Ein Maler, glaube ich, er hatte mich zu seinen Eltern mitgenommen, in eine luxuriöse, aber ungepflegte Wohnung. Ich erinnere mich verschwommen. Den Briefen zufolge, die da auftauchen, war es eine schwierige, stürmische Be-

ziehung. Hier ist einer, anscheinend der letzte, in dem er verspricht, mich nicht mehr zu belästigen: »Und vielleicht bald, so früh wie möglich, hoffe ich, werde ich wiederkommen und Dir meine Freundschaft anbieten, meine wahre Freundschaft, wenn ich genug Dinge errungen und die Fehler in mir ausgemerzt habe, damit Du es nicht mehr mit einem hochmütigen, im Geist von Überlegenheit, ja Herrschaftlichkeit verzogenen Sohn aus reicher Familie zu tun hast ...« Was hatte ich gesagt, dass er alle Schuld auf sich nahm? Was hatte ich in den Blicken all dieser Unbekannten zu entzünden versucht, wenn nicht die Gewissheit, zu leben, ein anderes Bild von mir als das, das ich von mir im Kopf hatte, ein Bild, das mich für mich selbst verführerisch machte? Die junge Frau war wahrscheinlich anspruchsvoller, wählerischer als der Durchschnitt. Sie hatte schon zwei Selbstmordversuche hinter sich.

Ich erinnere mich an sie in einem Krankenhausbett, wie sie versuchte, einen unbestimmten Fleck auf der makellosen Wand zu fixieren, um das Stöhnen der anderen nicht mehr zu hören und die Zeit zu überlisten, an das Kommen und Gehen der Schwestern mit ihren harten, unbewegten Gesichtern, und dass sie wieder auf sich selbst zurückgeworfen war – was war aus ihr geworden außer wieder eine Nummer, der man dies oder jenes verordnet hatte. Sie brauchte gute Gründe, sich ein wenig zu lieben, wenn sie wieder draußen war, sie brauchte sehr viel Liebe. »Ja, Bergrose, mir fällt es zu, Ihnen das Licht zu bringen, das wir brauchten, um die Schönheit Ihrer zwanzig Jahre zu erhellen«, schreibt

Marcel 1948. »Ich weiß, dass Sie ohne Sinn und Verstand meinen Namen wiederholen, dass Sie auf jede Frage, die man Ihnen stellt, antworten Marcel und dass Sie seit dem 6. an nichts anderes denken können.« Drollig.

Zehn Jahre meines Lebens ziehen unter dem Apparat vorbei, Briefe von Francis, meinem ersten Ehemann, Briefe von meinem kleinen Bruder, von meinen Schwestern, von verheirateten Freundinnen, die sich entfernen, von Männern, die schreiben, dass sie auf mich warten, und an die ich mich nicht erinnere. Und plötzlich wird mir klar, dass etwas fehlt. In all diesen Briefen ist nie von meiner Deportation die Rede. Ich spreche nicht darüber und die anderen auch nicht.

Und da taucht unter den Papieren eine halbe Seite auf, zerrissen, ein paar Zeilen, meine Schrift: »Wie wenig es braucht, dass die Erinnerungen wiederkommen, die man ausradiert hatte, so tief vergraben, dass sie zu nichts geworden sind. Wozu davon berichten! Nein, entschieden, ich werde nicht schreiben ... Das nicht, man muss 'weitermachen'.« Ein Brief an mich selbst. Die junge Frau unterbricht die Überlebende: »Schweig, alles sagen heißt sterben.« Sie leben im selben Körper, die eine sucht das Leben, die andere flirtet noch mit dem Tod. Ich habe Zeit gebraucht, um sie zu versöhnen.

Warum habe ich diese Zeilen aufbewahrt? Damit ich sie eines Tages in das Lesegerät für Schwachsichtige, diese vergilbte halbe Seite auf das Fenster des Geräts lege, meine schwarze Tinte unter das gleißende Licht, meine geheimen Worte unter die starke Lupe, und mir sage: Ich habe weitergemacht. Ich habe schließlich sogar aufge-

schrieben, was mir geschehen ist. Du wirst also weitermachen, junge Frau, dich von den Strömungen, den Kämpfen, dem Verlangen der Männer tragen lassen. Und an dem Tag, an dem du eine blinde alte Dame wirst, wirst du stärker sein als irgendjemand sonst und einen jungen Mann finden, der mit dir tanzt.

Zunächst habe ich unter den Überlebenden nach Liebe gesucht. Das war keine Entscheidung, bloß eine Frage der Kreise, in denen man verkehrt, Juden unter sich, jüdische Familien, die ihre Kinder verheiraten wollten. Wie habe ich Freddie kennengelernt? Ich weiß nicht mehr, vielleicht durch eine Freundin. Er gefiel mir, brünett mit grünen Augen, nicht sehr groß, aber groß genug für mich. Doch alles bei ihm zeichnete die Konturen des KZ nach: sein Vater war dort gestorben wie meiner, seine Mutter war zurückgekommen, aber verrückt, und wieder verheiratet mit einem schweigsamen, trauernden polnisch-jüdischen Arzt. Am Boulevard de Strasbourg 10, wo sie wohnten, Freddie, seine beiden Schwestern, seine Mutter und der stumme Arzt, schien der Krieg seine Jagd noch nicht beendet zu haben. Freddie arbeitete, er war Zuschneider und hatte mir eine graue Jacke mit schwarzem Cordsamtbesatz genäht, die ich liebte.

Wir begannen zusammen auszugehen, uns zu küssen, zu knutschen, ich ließ ihn machen, er wurde immer drängender, ich wusste, wohin das führte, oder eher, wohin das führen sollte, es interessierte mich nicht, es machte mir Angst, und stärker noch als die Angst vor dem ersten Mal und dem Risiko einer Schwangerschaft war die Flucht vor meinem Körper, seiner Entblößung, die für mich für immer mit dem Befehl eines Nazis und seinem demütigenden Blick verbunden war, während man uns den Kopf und das Geschlecht rasierte, und seinem Verdikt: Tod oder Aufschub. Vor dem KZ hatte ich mich nie vor jemandem ausgezogen, nie den Körper nackter Frauen gesehen, weder den meiner Mutter noch den meiner Schwestern. Den meinen habe ich in dem Moment entdeckt, als ich wusste, dass er verurteilt war. Von da an war er für mich bedeutungslos, nebensächlich. Er musste nur standhalten, kräftig und solide sein. Ich habe alles vom Tod gesehen, ohne irgendetwas von der Liebe zu wissen.

Dort überlebte die Liebe in den Atempausen mancher Unterhaltungen, wie eine alte Erinnerung, ein fernes Echo der Lust, zwischen geschorenen, in wenigen Wochen abgemagerten, knochigen Frauen, denselben, die sich in Drancy, diesem gemischten Transitlager, das unsere letzten Leidenschaften zuließ, manchmal noch ausgiebig geschminkt hatten. Sie tauchte sogar in den Augen jenes Zigeuners auf, der sich so sehr in meine Freundin Françoise verliebte, dass er ihr sein Brot schenkte. Und es war wie ein Märchen, als wir von der Flucht Malas mit ihrem Liebsten hörten, und dann wie

eine antike Tragödie, als sie geschnappt und vor unseren Augen zum Tod verurteilt wurde. Aber ich für mich habe dort nie an Liebe gedacht. Sie war für mich unbekanntes Land.

Vor meiner Verhaftung hatte ich nie ein Erschauern erlebt, nur einmal hatte ich mich von Mireille von der Höhe ihrer dreizehn Jahre herab auf den Mund küssen lassen, die Tochter des Ziegelei-Chefs hatte sich in die Göre aus dem Schloss verknallt, und ich hatte das Gefühl, einen Fehltritt begangen zu haben, und traute mich erst nach ein paar Tagen wieder zu ihr. Meinen ersten Kuss gab ich später mit dem Schauer des Verbotenen einem Jungen namens Lutek. Aber nach meiner Verhaftung ist das alles verflogen, auch meine Regel hörte auf. Ich war eine noch ganz junge Knospe, die der Krieg am Stamm gefror. Und das für lange.

Im Lager stand ich abseits, ganz klein unter den Häftlingen, die mich musterten oder bemutterten und mich stehen ließen, wenn sie anfangen zu flüstern. Ich fürchtete mich vor den Kapos. Die Drexler, wie sie genannt wurde, hat mich geschlagen, verprügelt, ich hätte sie am liebsten umgebracht. Eine andere, sehr schöne, war von grenzenloser Grausamkeit. In ihren Augen lag immer etwas Lüsternes, Vergewaltigendes – hoffentlich sind sie am Ende alle gehängt worden. Wenn es Prostitution, lesbische Liebe, Zärtlichkeiten zwischen Frauen gab, so habe ich nichts davon gesehen oder verstanden, ich liebte die Freundschaft von Françoise, sang gern mit Dora, tauschte Geheimnisse mit Simone aus, die in der Kojе gegenüber lag, aber das war's. Ich war

fünfzehn, angeblich achtzehn, um dem Gas zu entgehen, und der Block gab mir zwölf. Für die anderen war ich ein kleines Mädchen, und als ich Jahre später *Die Blechtrommel* las, spürte ich meine Ähnlichkeit mit diesem Jungen, der für die Dauer des Krieges in seinem Dreijährigenkörper erstarrt war.

»Wie alt bist Du, Marceline, abgesehen von den chronologischen Rechnungen, die Dich so wenig betreffen, da Du mit vierzehn alles erfahren hast und mit dreiunddreißig nichts in Dir gealtert ist?«

Das ist ein Brief von Edgar Morin, den ich wiedergefunden habe. Der Koffer ist wie die Brandung und spült mir in wirrem Durcheinander Unterschriften und Daten in die Hände. Dieser Brief ist vom 18. März 1960, dem Tag vor meinem Geburtstag. Und er ist einer der sehr seltenen, die meine Deportation erwähnen.

Doch in Birkenau habe ich die Autonomie entdeckt. Ich war allein, ohne Familie, im Gegensatz zu Simone, die unter den Augen ihrer Mutter und ihrer Schwester überlebte. Und in mir ist etwas in Gang gekommen, ein Prozess, ein Gefühl von Freiheit – komisches Wort, ich weiß, wenn man an Birkenau denkt –, aber es war der Moment, da niemand einen beschützt oder einem Vorschriften macht, der Moment, in dem man allein leben, in diesem Fall: überleben muss. Der Moment, in dem man seine Eltern verlässt.

Und die junge Frau an Freddie's Arm ist das Produkt dieses Moments. Sie hat nie die Hormonausschüttung erlebt, die Heranwachsende verrückt macht, sie hat keine sexuellen Phantasien, sie hat einen noch kindlichen

Körper, sie weiß nichts von Gefühlen, aber sie hat sich der Welt des Friedens angeschlossen, der Stadt mit ihrem Knistern, ihren Blicken, sie beteiligt sich an dem Spiel, denn sie braucht einen Mann, um vor ihrer Mutter zu fliehen, die ihr Leben kontrollieren, sie verheiraten, unter die Haube bringen will. Sie versteckt die Nummer auf ihrem Arm, sie liebt Hüte mit Schleier, Handschuhe, sie geht in der schönen Jacke spazieren, die Freddie ihr genäht hat, oder in den Kleidern, die ihre Mutter ihr bei Schneiderinnen machen lässt, eine Redingote aus marieblauem Samt, ein schwarzes Kleid mit Puffärmeln, oder ein weit schwingendes Kleid. Sie steckt sich Polster hinten in die Schuhe, weil sie sich zu klein findet. Jeder hat etwas zu verbergen, sie ist eine Überlebende, und sie schleppt ihre Hölle mit sich herum, die immer noch ihre Nerven, ihre Muskeln befehligt und alles in ihr verdorrt hat. Sie lässt Freddie's Hände unter ihre Kleider gleiten, fühlt nichts unter den insistierenden Liebkosungen, ihr Körper erbebt nicht, erwärmt sich nicht, gerät nicht in Wallung. Sie sagt schließlich ja, und ich erinnere mich nicht an ein Gefühl der Erfüllung. Es war getan, das war alles.

Als wir zum Zelten nach Ris-Orangis fuhren, das damals noch auf dem Land lag, sorgte sich meine Mutter, aber zu spät!, um meine Keuschheit. Wie sie auch besorgt hatte wissen wollen, ob ich in Auschwitz vergewaltigt worden sei, was ihr zufolge meine Verheiratung erschwert hätte. Die gesellschaftliche und mütterliche Ordnung, die jede Penetration vor der Hochzeitsnacht untersagte, hat schließlich mein Interesse am Sex ge-

weckt. Meine Lust, wenn auch nicht fleischlich, war es, meine Mutter zu belügen, erst recht, weil damals nur wenige Mädchen bereit waren, mit einem Mann zu schlafen. Das wurde für mich zu einer eindeutigen Bestätigung meiner Autonomie, meiner Freiheit. Und als Freddie mir einen Heiratsantrag machte, sagte ich nein. Er hatte, wie ich, von seinen überlebenden Eltern den Auftrag, schnell zu heiraten, Kinder zu machen und zu vergessen. Ich habe ihn verlassen. Ich weiß, dass er jung gestorben ist und dass er meine Steifheit in seinen Armen vermutlich gespürt hat. Aber ihm brauchte ich nichts zu erzählen, zu erklären, er wusste, er floh vor diesem zu großen Teil unserer selbst, den es nur danach verlangte, uns zu verschlingen.

Nach Freddie kam Vladimir. Ich hatte vergessen, dass auch da die Rede von Heirat war, aber der Brief eines Freundes, den ich »Dummerchen« getauft hatte, erinnerte mich daran. »Ich habe gehört, dass Vlad zu Deiner Mutter gegangen ist und einen Riesenspektakel um Eure Hochzeit gemacht hat (Glückwunsch zur Verlobung).« Ich habe wohl nein gesagt, ich war nicht verliebt. Ich habe einige Anträge abgelehnt, ich hatte meine Geschichten in dem Wissen, dass ich nicht so weit gehen würde, ich schlief nach Gutdünken mit Männern, ohne mehr zu spüren als das erste Mal, ich kam auch nicht aus dem Gleichgewicht, hatte keine Angst, mein Körper blieb nebensächlich, er passte sich dem an, was man von ihm erwartete, während mein Kopf von einem Märchenprinzen träumte und sich einstweilen sagte: sich hingeben heißt ungehorsam sein.

Manchmal streiften mich Gespenster. Ich erinnere mich, auf den Grands Boulevards einen Jungen getroffen zu haben, der in Drancy mit Françoise geflirtet hatte. Er war schließlich nicht deportiert worden, er erzählte, er gehe in ein Dancing namens *Le Rêve*, unter dem *Rex*. Ich sagte ihm, dass Françoise nicht zurückkommen werde – aber er hatte sie vergessen. Später ging ich auch tanzen im *Rêve*.

Und dann war da Camille. Ich war neunzehn. Seine Eltern waren mit meinem Vater befreundet gewesen. Ich habe ihn kennengelernt, als ich sie eines Tages in der Rue de Cléry besuchte. Er sah aus wie Marlon Brando. Er boxte. Er hatte einen Lastwagen. Und ich fühlte mich bei ihnen zu Hause, vielleicht wegen der fehlenden Schwester, die im Krieg von den Eltern ihres Verlobten denunziert worden und nie zurückgekehrt war. Es gab drei Jungen, ein Mädchen und eine Abwesende. Und daher liebten mich alle sehr, solange ich nicht verlangte, dass er mich heiratete.

Camille war darauf gefasst, dass ich schon entjungfert war. Bei ihm, mit ihm war ich ganz frei. Meine Mutter war die Woche über nicht da, sie fuhr in ihren Laden nach Epinal, wir konnten also in der Wohnung miteinander schlafen, oder im Lastwagen, ohne dass ich mehr spürte als mit den anderen. Aber ich redete nicht darüber, man muss sich einer Sache bewusst sein, um sie auszudrücken, und ich war es noch nicht.

Ich brauchte Zeit, um zu verstehen, dass die Lust von der Phantasie und dann vom Sichfallenlassen kommt. Ich hatte Angst davor, mich fallen zu lassen, das war im Lager

das Schlimmste, loszulassen, den täglichen Kampf aufzugeben, sich lustvoll dem Gedanken zu überlassen, dass einem alles egal ist, und ein Fetzen zu werden, der nichts mehr erwartet als den Tod. Ich musste die böse Stimme in mir zum Schweigen bringen, die die Sprache des Lagers spricht und dessen Unmenschlichkeit widerspiegelt und uns unaufhörlich spaltet, mich und viele andere, die dasselbe Schicksal hatten. Was ich in der Umarmung eines Mannes suchte, war ein Platz in der Welt, ein Ausweg, aber was hatte ich ihm im Gegenzug zu bieten? Nicht viel. Ich floh jedes Mal. Ich musste mir meine Freiheit beweisen.

»Was ist los? Ich bin gegen Mitternacht nach Hause gekommen (Sie hatten mir ja gesagt, Sie würden erst sehr spät kommen) und habe gewartet, gewartet, die ganze Nacht ...« All diese Worte des Wartens ... »Nie zu groß meine Qual, meine Liebste, nie zu ...« Und das große Missverständnis der Liebe, dass der Verlassene glaubt, der Abwesende sei über die Maßen glücklich. Ich war es nicht.

Nach einer Stunde zwischen Koffer und Lesegerät habe ich genug von den flammenden Zeilen von Männern, deren Verschwinden in meinem Leben keine Lücke hinterlassen hat. Wie ein zerknülltes und wieder geglättetes Blatt werden Erinnerungen lesbar, enthüllen mich und mein Leben: Wenn ich nicht komme, wenn ich zurückweiche, jemanden versetze, so weil ich nicht klar, nicht aufrichtig bin, ich habe nicht viel zu geben und kann nicht schenken, ich kann nicht loslassen, ich lasse mich nicht gern anfassen, ich mag es nicht, mich

auszuziehen. Ohne ihr Wissen, auch ohne meines im übrigen, legte ich ihnen meine Vergangenheit, meine Defizite, meine Härte in die Hände, und auch das nur für kurze Zeit. Was man den anderen von sich aufhalst, ist so viel mehr, als man glaubt.

»Freitag, 23 Uhr

Liebe Marceline

(Ich hatte mir fest vorgenommen, im Bett nicht mehr zu rauchen, und ich habe eine Zigarette im Mund, das ist ein bisschen traurig, vielleicht deshalb habe ich Lust bekommen, Dir zu schreiben, und bin wieder aufgestanden, habe einen Stift, Papier und eine Unterlage geholt (meine große gebundene Ausgabe des *Coup de dés*). Auf meinem Nachttisch liegen Bücher, ich habe keine Lust mehr, sie aufzuschlagen, ich habe auch keine Lust mehr, noch einmal zu lesen, was ich heute geschrieben habe.)

Es ist vielleicht sehr schwierig. Ich weiß nicht recht, warum ich Dir schreibe. Zwischen uns hat vielleicht ein Haufen Wörter einmal Sinn gehabt, und jetzt haben sie keinen mehr.

Wieder eine Woche ist verronnen.

Ich schreibe, dann halte ich lange inne. Ich müsste mit Dir sprechen können. Aber ich glaube nicht, dass Du das wünschst. (Es ist so leicht, Erklärungen zu geben, zu argumentieren, sich zu korrigieren.)

Ich glaube, Du hast Dich getäuscht, Marceline. Ich glaube, ich weiß nicht, man kann nie vollkommen sicher sein. Oder bin ich es, der sich getäuscht hat? das ist möglich. Ich glaube nicht. Ich wäre Dir gern böse – böse für diese Sackgasse, diese Aussichtslosigkeit, für diese Anrufe. »Guten Tag, Georges, wie gehts?« Nein Marceline, Du wusstest ganz genau, das konnte ich nicht ertragen, es war schlimmer als Heuchelei.

(Ich hab keine Ahnung, klar. Vielleicht hab ich Dich schlecht geliebt. Hab Dich nicht zufriedenstellen können. Ich weiß nicht, will's gar nicht wissen. Ich glaube sogar, dass es gar nicht darum geht. Wie auch immer, da war Dein Lächeln. Vielleicht das einzige, was einen Sinn hatte. Vielleicht hatte es mit mir zu tun, dass Du glücklich schienst.)

Ja, ich weiß. Das traurige Morgen. Die Klugheit. die Vernunft etc. etc.

Ich weiß. ich wusste es. ich akzeptierte es (ich hatte mich drauf eingelassen), aber nicht diese klare, deutliche Verleugnung all dessen, was war.

Verstehst Du, was ich sagen will. Ich weiß es nicht. Ich sag's noch mal: vielleicht wenn ich eine Stunde mit Dir reden könnte, würde ich es schaffen, Dir zu sagen, was ich Dir sagen möchte.

Ich schreibe. Das hat nicht viel Sinn. Du wirst den Brief lesen – ihn auf Deinen Schreibtisch legen – eine oder

zwei Minuten nachdenken – eine Zigarette anzünden –
die Schultern zucken – vielleicht hast Du recht – ich weiß
nicht – ich weiß nichts, außer dass Du vergessen hast.

Ich hab die zwei Tage, die ich mit Dir gelebt habe, sehr
teuer bezahlt. Ich bin allein, müde, unsicher.

Ein maßloses Bedürfnis zu lieben hat mich überwältigt,
und ich spüre genau, dass es immer dasselbe sein wird,
solange ich ein Mensch sein werde.

Aber die Welt scheint mich geflohen zu haben.

Warum hast Du Angst gehabt? Warum fühltest Du
Dich in einer Falle gefangen?

(Warum hast Du Dich ins Banale geflüchtet – Warum
mich zurückgewiesen, getan, als ob Du mich nicht
kennst?)

Dieser Brief ist vielleicht ungeschickt. Dein Hirn bleibt
da und dort an einem etwas dürftigen Satz hängen – Du
registrierst, Du analysierst, Du setzt einen Punkt hinzu,
Du ergänzt ein Argument.

Ich weiß nicht, was ich Dir sagen will. Ich will nicht
spielen. Ich hab nie spielen wollen.

Und Du?

Ich erinnere mich an manche Deiner Sätze

(ich weiß: man darf sich nicht an Worte klammern)

ich erinnere mich an Dein Lächeln

(ich weiß: man darf sich nicht an Gesten klammern)

Dann – Dann bin ich bei Dir nur auf Ablehnung
gestoßen. Alles ist Ausflucht geworden. Ich will nicht
glauben, dass alles seit unserer Begegnung Ausflucht war.
ich will nicht in Gemeinheiten Zuflucht finden.

Ich verstehe nicht mehr – Ich will nicht mehr verstehen. – Warum spielst Du, da Du doch weißt, dass alles einfach sein kann – einfacher.

(Natürlich hast Du Dominique gesehen. Ihr müsst mich zerfetzt, einander mein Bild – zur Karikatur entstellt – widergespiegelt haben, eine wie die andere hat Ausreden benutzt.)

Ich war so sicher, dass alles möglich wäre. Es ist mir so leicht gefallen, glücklich zu sein. Ich glaubte, es wäre so leicht für mich, Dich glücklich zu machen – jenseits der Welt – in einem gewöhnlichen, problemlosen Alltag – einfach weil wir imstande waren, uns zu verstehen.

Und dann – ich weiß nicht mehr – ich hab Deine Stimme nicht wiedererkannt – ich hab Dein Gesicht fast vergessen, Deine Hände – Deinen Körper.

Erklär mir nichts.

Bald wird eine neue Woche beginnen.

Jeden Morgen, jeden Abend warte ich auf Deinen Brief oder Dein Kommen.

Ich kann nicht mehr – ich würde Dich gern verwünschen – ich verstehe nicht – ich bin dumm. Oder naiv. So ist es.

Ich werde diese ganze Woche warten.

Ich wünsche mir, dass Du eines Tages Lust, das Bedürfnis hast, mich zu sehen. Nur das. Einfach so – vielleicht weil ich ein wenig anders bin als die anderen – oder weil Du glaubst, dass es Dir Vergnügen machen wird – oder ohne irgendeinen Grund. Nur, damit ich Dir nahe bin.

Dann schreib mir, schick einen Rohrpostbrief. Ruf an (gegen 9 Uhr) AUT 15-60 oder MIR 67 67 ich werde nicht unbedingt da sein, aber man wird Dir vielleicht sagen, wo ich bin – oder komm vorbei – lass mir ein paar Zeilen da – schlag mir ein Treffen vor – egal zu welcher Zeit – an welchem Tag.

Ich werde die ganze Woche warten.

Danach wird es nicht mehr möglich sein – ich will leben – ich kann nicht warten.

Ich weiß nicht, noch einmal – ich glaube, ich war sehr ungeschickt – aber dennoch aufrichtig – ich glaube, bis zum Äußersten gegangen zu sein – mich geweigert habe, schofel zu sein.

Mir schien, dass ich kein Recht hatte zu spielen. Deinetwegen. Meinetwegen.

Ich habe Lust auf Dich – ich brauche Dich. Es nutzt vielleicht nichts, es zu sagen – ich weiß nicht – ist mir egal – ich rufe Dich – ich warte auf Dich.

Georges

G. Perec
217 rue Saint-Honoré
Paris 1^{er}«

»Dienstagabend

Noch ein Brief. Die Chancen stehen gut, dass es der letzte ist, denn Du hast mich nicht angerufen. Und ich gebe Dir recht, denn jemanden lieben bedeutet nicht,

erregt und leidenschaftlich zu sein, wie ich es am Freitagabend am Telefon war. Jemanden lieben bedeutet auch nicht, ihn jemand anderem streitig zu machen. Jedenfalls hat Dir meine Haltung gezeigt, wie unaufrecht ich im November und Dezember war. Du wusstest es überdies, so wie ich von Deiner Abwehr gegen die Liebe wusste. Wir haben auf allen Ebenen miteinander gekämpft wie verfeindete Brüder.

Du wirst diesen Brief bitte vernichten, außer er berührt Dich und Du möchtest mich gern wiedersehen.

Der Samstag hat mir etwas gebracht, was ich nicht so schnell zu erhoffen wagte: Beruhigung, das Ende der Eifersucht, eine Akzeptanz, die in keiner Hinsicht resigniert ist. Ich wusste von der Analytikerin, dass wir uns seit Anfang Januar dem »Kern« näherten und der Beginn der Genesung sich ankündigte. Meine feindselige Bindung an Dich hat die Masse der Komplexe zum Einsturz gebracht, zum Fremdkörper gemacht. Und ich fand mich aufgeschnitten, erschöpft, aber am »anderen Ufer« wieder, wie ein schlechter Romancier sagen würde. Es ist großartig, Marceline, endlich zu wissen, dass man sich nicht mehr zerstört, und zu spüren, dass einem zur Verfügung steht, was an Talent und Intelligenz man hat. Großartig zu wissen, dass man nicht mehr in der bourgeoisen Manie von Introspektion, Selbstüberwachung und Angst vor sich selbst leben wird. Die Überwindung, von der Du mir oft gesprochen hast und die mir im größten Teil meiner Bücher klar geworden ist, erlebe ich heute in meinem eigenen Leben, und ich werde vielleicht, mit viel Arbeit, der klarsichtige und fort-

schriftliche Schriftsteller sein, der ich zu werden hoffte, als ich anfang zu schreiben. Und trotz des Schmerzes, Dich nicht bei mir zu haben, trotz der wahren und tiefen Liebe, die Du abweist, hatte ich heute einen schönen Geburtstag, geprägt von einem langen Gespräch mit Courtade gestern und einem Brief von Barthes, der schrieb, mein Stück sei wegen der Kraft der Dialoge bemerkenswert und bedürfe nur einer Rückwendung zum Rationalen, um es zu einem völlig neuartigen Bühnenwerk zu machen. Als ich diesen Brief erhielt (der mich so gefreut hat wie vor zehn Jahren die Zeilen von Amrouche zu *Temps des Rencontres*), hätte ich ihn beinahe abgeschrieben, um ihn Dir zu schicken. Aber die Zeit der Kindereien ist vorbei. Du bist wahrscheinlich sehr weit weg von mir, was körperliche Zärtlichkeit und Freude angeht, und weder die Ankündigung eines »Erfolgs« noch ein Veilchenstrauß werden Dich rühren. Ich erlebe eine unerwiderte Liebe, wie viele Männer und Frauen, und meine einzige tiefe Freude ist, Dich nie belogen zu haben, »nicht einmal durch Unterlassung«, trotz gewisser Anzeichen, die Du wahrnehmen könntest. Ich habe Dein Gesicht nicht mehr, das ich so liebe, ich habe Deine Hand nicht mehr um mein Gesicht, ich habe Deine Intelligenz nicht mehr neben mir. Aber alles ist besser als Zweideutigkeit und Erniedrigung. Vier Tage lang habe ich mit der Raserei des Verliebten gebettelt. Vier Tage liegen hinter mir mit dem Groll, der Bitterkeit, der Angst zu scheitern, dem verbissenen Drang, mehr zu sein als die anderen, dem ungesunden Wunsch, das Wesen zu ersticken, das man liebt.

So, Marceline, sicher hätte ich Dir all dies schreiben sollen statt des unaufrichtigen Briefs von neulich. Heute habe ich keine Angst mehr vor Deiner Wahrheit, auch nicht davor, zu sagen, was ich fühle. Eines Tages werde ich vielleicht einer Deiner Freunde sein. Im Moment empfinde ich für Dich nur Liebe, nur den Wunsch, Du mögest meine Gefährtin sein. Deine Probleme kenne ich. Sie sind nicht leicht zu lösen. Aber ich weiß auch, dass Du Probleme überwindest und der Aktion ihren ganzen Wert beimisst. Doch in Dir steckt eine liebende, im Wesentlichen treue Frau, und ich bin vielleicht der einzige Mann, der zugleich Deinen Charme, Deinen Körper und Dein tiefes Verständnis geliebt hat. Der einzige vielleicht, der Dir helfen wollte, Dich zu entfalten. Eine manchmal schlechte Hilfe, aber die ganz und gar wohltuend hätte werden können. Ohne Stolz, glaub mir, sage ich Dir, dass zwischen uns das war, was für die Bildung eines Paares unerlässlich ist. Ohne Stolz auch sage ich Dir, dass Du mich brauchst oder dass Dir zumindest ein Mann wie ich fehlen wird.

Ich werde nicht versuchen, Dich zu sehen. Sobald ich das Auto habe, hole ich den Plattenspieler und die Bücher und lege Dir die Schlüssel auf den Tisch. Die Dinge sind einfach. Wie jene Melodie von Mozart ...«

Diese Briefe von Georges hatte ich ganz vergessen. Vier Tage liegen dazwischen, sie sind undatiert, es muss 1955 gewesen sein. Was habe ich auf all das geantwortet? Ich weiß es nicht mehr. Die Briefe, die man verschickt, versinken in den Papieren der anderen. Haben sie Liebeskoffer wie den meinen? Haben sie alles weggeworfen, oder haben ihre Angehörigen das übernommen, als man die Sachen des Toten sortieren musste? Ich habe es Georges übel genommen, dass er sich hat einäschern lassen. Warum hast du deinen Leichnam den Flammen übergeben lassen, wie dort? Dein Foto steht auf meinem Kamin, gegenüber meinem Schreibtisch. Nicht einmal die Erinnerung an einen gemeinsamen Moment, sondern ein bekanntes Foto von dir, das quasi offizielle Porträt des Schriftstellers mit seiner Katze, das ich fotokopiert und in einen Rahmen gesteckt habe, als hätte ich den Abstand zwischen dir und mir nie überbrücken, nie dir antworten noch dich vergessen können.

Verfeindete Brüder, so beschreibst du uns. Zwei Waisen beidseits von Auschwitz. Drinnen-draußen. Ich war das deportierte Kind, das seine Hölle mit Büchern pflasterte, die du mir reichtest. Du warst das versteckte Waisenkind, das Schriftsteller geworden ist. Wir müssen miteinander geflirtet haben, wir haben sicher miteinander geschlafen, eine Nacht lang, vielleicht zwei, dann bin ich geflohen, ohne dir eine Nachricht zu hinterlassen.

Du hast in mir die kleine Überlebende geliebt, Georges. Ich war die Augen, die gesehen haben, der Körper, der überlebt hat, ich hätte dir von Birkenau erzählen können, wo deine Mutter gestorben ist, bevor ich dort ankam. Aber ich floh vor diesem schwarzen Loch, ich konnte es nicht für dich erhellen. Die Überlebende hatte ihre beiden Selbstmordversuche verpatzt, was beweist, dass ein Teil von ihr leben wollte. Erinnerst du dich an meine gespielte Sorglosigkeit, an die Figur des jungen Mädchens, die ich mir zusammengebastelt hatte? Du hast durch sie hindurchgeschaut, du hättest die Verschommenheit zunichtegemacht, die sie brauchte, und die Lügen, die sie sich erzählte. Es stimmt, du hast mir keine Fragen gestellt, du spürtest wohl, dass es zu früh, undenkbar, unmöglich für mich war, das zu teilen. Aber je weniger ich darüber redete, desto mehr ließ ich das Unvorstellbare an meiner Seite, und desto mehr liebtest du mich oder glaubtest mich zu lieben. Du hättest mich dorthin zurückgeführt, ohne es zu wollen.

All das konnte ich dir nicht sagen – war es mir damals überhaupt bewusst? Ich war ein paar Jahre und einen Aufenthalt in der Hölle älter als du, ich wusste mehr vom

Leben, aber ich konnte es nicht ausdrücken, ich stammelte, ich zitterte innerlich, und du hast mich beeindruckt mit deinem intellektuellen Panzer, ich bewunderte deine Art zu reden. Als ich dir danach im Viertel über den Weg gelaufen bin, konnte ich nur ein »Ich ruf dich an!« rausbringen. Aber ich hab dich nicht angerufen.

Ich habe mich von dir genährt, und von anderen, ich hab mir euer Lächeln einverleibt, euren Gleichmut, eure Sprache, eure Kenntnisse, euer Begehren, ohne es immer erwidern zu können. So kam die Überlebende voran, während das junge Mädchen sich mit den mütterlichen und gesellschaftlichen Regeln arrangierte. Ich war verheiratet – erinnerst du dich? –, als ich allein in Saint-Germain-des Prés herumschwirrte. Ich hieß nicht mehr Rozenberg, sondern Loridan, ich hatte einen Mann geheiratet, der im Gegensatz zu dir von meiner dunklen Seite nichts wissen wollte, und wahrscheinlich deshalb hab ich ja gesagt, als er mir einen Antrag machte. Er hieß Francis, ich hatte ihn in Bollène kennengelernt, er war Bauleiter, er sah gut aus, verführerischer als du und einfacher, er hatte nur einen Traum: eine Arbeit am Ende der Welt. Und das hat er geschafft.

In meinem Koffer sind Briefe über Briefe, in denen er mir schreibt, dass er mich liebt und auf mich wartet. Er ist in Madagaskar, ich habe ihm versprochen, ich würde nachkommen. Ich bin nie hingefahren, und er hat Jahre gebraucht, bis er begriff, dass ich nie kommen würde, dass unsere Heirat sinnlos war. Ich bin auch vor ihm geflohen, siehst du? Ich habe seine Briefe nicht wiedergelesen, ich kriege sie ständig in die Finger, in jeder

Schicht des Koffers, ich lege sie beiseite, ohne zu merken, dass ich sie sammle, ich verschiebe den Moment, sie zu lesen, ich bin nicht stolz auf mich in dieser Geschichte, er hat gewartet, gelitten, hat sich verhärtet, während ich in Saint-Germain unter dem Deckmantel meines ehelichen Standes, der mir seinen Namen gab, mein Leben lebte und an meiner Unabhängigkeit arbeitete. Ich hätte Francis nicht heiraten dürfen. Ich werde seine Briefe später wiederlesen oder gar nicht mehr.

Da ist noch einmal die gedrängte Schrift von Edgar Morin, sogar unter der Lupe meines Lesegeräts schwer zu entziffern. Auch er sah mich klar und wünschte sich, es wäre gegenseitig. »Ich wollte, dass Du weißt, was ich denke und was mir passiert, dass Du diejenige bist, die mich kennt ... wenn man das Bedürfnis hat zu reden, jemandem von sich zu erzählen, den man liebt, dann nicht nur, um sich zu befreien und wieder zu leben, sondern um die eigene Wahrheit in jemandes Hände zu legen, ihm die eigene Wahrheit anzuvertrauen. Schau Dir das alberne Geburtstagsgeschenk an, an das ich für Dich dachte: Dir den Schlüssel zu mir selbst zu übergeben.« Hab ich Lust, mich an unser Abenteuer zu erinnern, das nach dem Film begann, daran, wie ich sein Verlangen spüren wollte, je weiter Jean-Pierre sich entfernte? Seine Zeilen sind schön, aber sie berühren mich nicht, sie haben keinen Sinn mehr, wir haben uns seit Jahrzehnten nicht wiedergesehen, Romanzen vergehen mit den fragilen Gründen, aus denen sie entstanden sind, schwanken mit den Masken, die wir tragen. Einmal nennt er sich »marcelinisiert«, »ich will Dir gut tun, ich will, dass man

Dir Gutes tut, ich habe zu sehr an mich gedacht, als ich an Dich dachte. Das will ich nicht mehr. Heute Nacht habe ich begriffen, dass ich mich ändern muss, und ich werde es tun.« Das ist liebevoll, warum erreicht es mich nicht? Seine Briefe sind undatiert, oben rechts nur ein Tag, Mittwoch oder Samstag, die Chronologie zeigt sich in den Worten. Hier beginnt die Ernüchterung: »Es tut weh, Dich so wild in Deiner Traurigkeit zu sehen, so unglücklich – beinah böse, so unglücklich zu sein – flieh Deinen Freund nicht, Marceline. Ich denke an Dich und will Dich sehen.« Dann werden sie härter, »alles was in unserer Beziehung natürlich war, wird erschreckend«, schreibt er am Ende eines Briefs, aus dem zu schließen ist, dass ich die Beziehung wieder aufnehmen, wieder mit ihm schlafen wollte. Ich erinnere mich nicht. Ich will nicht. Flüchtig sehe ich mich selbst, unentschlossen, lieber hart, als mich in Scherben zu zeigen. Nur an mich selbst, an die Tage vor mir denkend. Die Energie und die Gefühle der anderen trinkend.

Nein, Georges, nichts hätte einfach und alltäglich sein können. Ich kam aus einer Welt, die uns unseren Namen, unsere Persönlichkeit genommen hatte, und sobald ich ins Leben zurückgekehrt war, ohne dass ich hätte benennen und daher verstehen können, was mir geschehen war, habe ich instinktiv versucht, zu mir zurückzufinden, und anderen in mir kaum Raum gelassen, nur den großen Fragen, den Tragödien dieser Welt, die ich der meinen gleichsetzte. Wenn ich Edgar heute wieder sähe, würde ich ihn beschimpfen, ich würde mit ihm über Israel sprechen, das er zu oft geißelt, nicht über uns,

unsere Erinnerungen, diese Briefe. Ich kann nicht anders, die Geschichte hat mich ausgesucht, zermalmt, zerfetzt und als Überlebende wieder ausgespuckt, und statt sie zu fliehen, mich mit intimen Gefühlen und Leidenschaften zu pflegen, kann ich ohne die Geschichte nicht leben, ich lebe an ihr entlang, wie man einem Wasserlauf folgt, voller Angst, mich zu verlieren. Ich habe ganz nah an der Geschichte gelebt, geliebt und gearbeitet.

Du hattest also recht, Georges, als Du von meiner Abwehr gegen die Liebe sprachst. Und doch hinterlässt er mir all diese Seiten, diese Briefe, er hat sich gut geschlagen. Und mir wird klar, welches Glück oder Talent ich hatte, mich an Männer zu halten, die mir meine Freiheit gelassen und keinerlei Autorität über mich ausgeübt haben. Weder mein Mann, der am Ende der Welt arbeitete, noch ihr anderen, ihr verständnisvollen und beschützenden Geliebten, von denen ich eine Sprache lernen wollte, um die meine Kindheit und die zu kurze Schulzeit mich gebracht hatten, habt mich zu irgend etwas gezwungen. Nach den Lagern hat mir mein Leben lang niemand mehr Befehle gegeben.

Ich weiß nicht mehr, ob ihr Spitzname eine Hommage an Brigitte Bardot war, die unsere Zeit beherrschte, oder an den nackten Badenden, den sie nie aus den Armen ließ, aber ich erinnere mich an Bébé, sie hatte ihrer Puppe ein männliches Glied aus Gummi angeklebt und nuckelte daran, um die Zuschauer zu provozieren.

Ich erinnere mich auch an Caramel, die zu Hause ausgerissen war und von ihrer Mutter gesucht wurde. Sie schlug mir vor, sie zu adoptieren, weil ich vor kurzem einundzwanzig geworden war. Auf gewisse Art hatten wir uns tatsächlich adoptiert, zumindest für den Moment, vielleicht auch beschützt, jedenfalls hatten wir uns zugehört. Ich hing an diesen Mädchen, die verloren waren wie ich. Mit »wie ich« meine ich nicht den Lagern Entkommene – die meisten meiner aus Birkenau zurückgekehrten Freundinnen suchten Ruhe, ein Dach, einen Ehemann und Kinder, die bestimmen würden, was sie morgen und übermorgen tun. Ich nicht. Ich meine Mädchen, die auf den noch rauchenden Trümmern der

Welt das Los der Frauen gern neu verhandelt hätten. Wir drückten es nicht so aus, dazu waren wir nicht fähig, aber unser Handeln, unser Leben, unsere ganze Art zu sein verlangten nach Neuem. Wir vereinten unsere Einsamkeiten. Ich hatte die beiden in den Bars des Viertels getroffen, sie erschienen gemeinsam, die eine blond, mit kindlichem Gesicht und noch kokett, die andere brünett und zart, die Art Mädchen, die man entweder flieht oder denen man nachläuft. Ich liebte es, mit ihnen zusammenzusitzen, zu schwatzen und über alles und nichts zu lachen. Sie hatten wechselnde Affären und Familien in der Provinz, denen sie ausweichende Nachrichten schickten, während ich noch bei meiner Mutter lebte, die seufzte, wenn sie mich zum Bus Nr. 85 laufen sah, der mich zum Saint-Michel brachte.

– Was macht ihr denn im Bistro?

– Wir reden ...

Später hat das Leben unsere Unterhaltungen beendet und uns voneinander entfernt, wie man die störenden Elemente in der Schule voneinander trennt. Aber wir schrieben uns. Ich bin in meinem Koffer auf einen Brief von Caramel gestoßen. Aus welchem Jahr? Unmöglich zu sagen. Wir hätten uns nicht vorstellen können, dass wir eines Tages alte Damen mit schwachem Gedächtnis werden würden. Egal. Sicher ist, dass wir zehn Jahre zu früh jung waren. Die sexuelle Revolution, der Feminismus kamen später, wir waren die ersten Anfänge. Unsere Fragen, unser Geflüster, unsere Geheimnisse waren die Vorbereitung auf das kommende Jahrzehnt, den Kampf der Frauen in aller Öffentlichkeit. Er dämmerte erst.

An diesem Tag sitzt Caramel im Zimmer eines Heims für ausgerissene Minderjährige, sie schreibt, dass ich ihr fehle, dass sie schwanger ist, dass sie das Kind nicht will, dass sie schon einen Weg finden wird. »Und Du, wie geht es Dir? Gehst Du immer noch zum Toubib? Und warum all diese Fragen, da Du diesen Brief ja nicht so bald kriegen wirst. Aber wenn Du ihn hast, wirst Du sehen, dass Caramel Dich nicht vergisst und dass sie wirklich viel Freundschaft für Dich hat, wie für niemand andern im Moment.« Sie schreibt in Bruchstücken, von Moment zu Moment, sie nennt Tag und Stunde, sie beginnt den Brief an einem 27. Februar um 20.30 Uhr und beendet ihn zwei Tage später um 15.15 Uhr.

So viel Zeit, so viele Seiten brauchte es, uns zu schreiben, unser Herz, unsere Erwartungen, unsere Einsamkeit zu offenbaren. Wir reisten durch unser Inneres, aber langsam, denn das ist die schwierigste aller Reisen. In einem anderen Brief aus Granville ist sie im sechsten Monat, sie hat also nicht abgetrieben, sicher konnte sie nicht, sie hat das Minderjährigenheim verlassen und sich unter dem Dach einer gewissen Madame Plaisant versteckt, der ihre Eltern Geld für ihre Tochter und die Babywäsche schicken. »Eigentlich sind sie ganz nett! Sie schreiben auch, dass sie mich in meinem Zustand nicht sehen wollen und in Montluçon keinem davon erzählt haben! Umso besser!« Und Caramel strickt für das künftige Baby, dessen Vater sich verflüchtigt hat, sie geht auf dem Land spazieren und pflückt Veilchensträuße mit Mädchen wie sie, mit einem Kind, das bald geboren wird oder das sie schon auf dem Arm haben. Ein

schönes Bild, aber damals roch es nach Skandal. Anscheinend fehlt ihr auch eine andere Bande – »Grüß Marco, Vladimir und sag Marco, dass ich an ihn denke« –, Freundschaften und Liebschaften, die wir leichtherzig anknüpften und die uns ein wenn auch flüchtiges Gefühl von Freiheit schenkten. Von Christian, ihrem Liebsten, als ich sie in Saint-Germain-des-Prés traf, will sie nichts hören, er stellte Riemchensandalen her und wohnte in der Rue Lacépède. Merkwürdig, dass ich mich an eine Adresse erinnere und Menschen vergesse. Sie schreibt, ihre große Liebe zu ihm sei ganz verschwunden, »verschwunden« ist unterstrichen. Sie unterschreibt mit Roberta, ihrem wirklichen Namen. Caramel steht in Klammern daneben. Ist es nur eine Klammer, oder ist es das Ende von Caramel, diesem so lustigen, so freimütigen Mädchen, versteckt vor der Welt, verschlungen von dem Kind, das sie trägt? Sie fügt ein Postscriptum hinzu, wir setzten immer Postscripten hinzu, wie man unter der Tür stehen bleibt und noch eine Weile flüstert. »Ich hab vergessen, Dir zu sagen, dass unter meinen Einkäufen ein Ring ist! ja! ein Ehering! Weil ganz schön viele Leute zu Madame Plaisant in Granville kommen, spiel ich doch lieber die verheiratete Frau als bloß ein (gefallenes) Mädchen ... nicht wahr? Ich verlasse Dich. Küsse. Caramel.« Sie wird wieder Caramel, die lügt und die Schickliche spielt. Roberta/Caramel. Wie ich mal Überlebende, mal junges Mädchen war. Alle trugen Masken, wir aber noch häufiger. Die Welt erlaubte uns nichts.

Vergeblich durchsuche ich den Koffer, ich finde keine Spur von Bébé, die ich gern mit Caramel hätte auftauchen sehen, wie sie ja damals, als wir uns begegnet sind, auch zusammen aufgetaucht waren. Aber vielleicht haben wir beide uns nicht die Mühe gemacht, uns zu schreiben, vielleicht haben wir uns von der Welt trennen und an unseren Platz stellen lassen, als hätten wir gewusst, dass es unvermeidlich war, dass die Bars und die Abende in Saint-Germain nur eine Kreuzung waren, nur ein Moment unseres Lebens – viele vertraute Gesichter verschwanden damals plötzlich, ohne von sich hören zu lassen. Ich erinnere mich nicht einmal mehr an ihren wirklichen Namen, nur an ihr Gesicht, das blonde Haar und ihr Kind, das den Vorteil hatte, nur aus Plastik, ein Sexspielzeug zu sein. Was für eine Provokateurin! Daneben war ich geradezu ängstlich. Ein Freund, der auch Interviews machte, fragte mich damals eines Tages, wie viele Männer ich gehabt hätte, und ich hatte geantwortet: 200! Worte...

Da ist Eliane, zuerst die Freundin meiner Schwester und dann die meine, sie schreibt unter dem Briefkopf der Mädchenschule in Bollène, deren Direktor ihr Vater war, ein überzeugter Pétainist, der nach dem Krieg entlassen wurde. Auch die Kollaborateurstochter ist auf der Suche nach sich selbst: »Und Pirandello denkt wie jeder Insulaner, dass jedes Individuum für die anderen eine unerreichbare Insel ist. Mit all dem langweile ich Dich! Ich hatte Dir gesagt, dass ich nicht Briefschreiben kann.« Ich erinnere mich, dass sie ein Stipendium für die Schauspielschule erhalten hatte. Wir lasen, wir forderten

Worte, die einschlugen wie Gewissheiten, Gestalten, Verbündete, die unseren fragilen Panzer verstärkten, wir versuchten uns zu erheben. »Apropos, ich weiß jetzt, was meine politische Einstellung ist, und was immer Du davon halten magst, ich bin für die Anarchisten. Ich mach jetzt Schluss. Ich glaube, für Leute wie wir, die Konventionen verabscheuen, erübrigt es sich, Neujahrs-wünsche zu formulieren.«

Françoise, am 5. November 1951. Wir haben uns in der Stenotypistinnen-Schule kennengelernt, sie fiel aus dem Rahmen, sie war mit einem Mann verlobt, dessen Familie in der Avenue Foch wohnte, sie hatte ihn beim Fechten kennengelernt, einem aristokratischen Sport. Sie will mir von einer Freundin erzählen, die Hilfe braucht. Sie schreibt »krank« über ein Wort, das sie mehrfach durchgestrichen hat, aber das unschwer zu erraten ist: »schwanger«. Und sie schreibt »Neffe« über eine weitere dicke Ausstreichung, unter der sich das Wort »Kind« versteckt. Mehr schlecht als recht verbirgt sie eine ungewollte Schwangerschaft hinter einer seit drei Wochen kranken Frau, die einen Neffen aufnehmen soll. »Ihr Mann dürfe nichts davon wissen. Ist das möglich? Kannst Du mir so schnell wie möglich Informationen schicken zum Preis, zu Vorsichtsmaßnahmen etc. etc., denn ich will Dich nicht in die Bredouille bringen. Die Sache muss sicher sein.« Ihre Geschichte hat weder Hand noch Fuß – was würde es kosten, sich von einem Neffen zu befreien, den man hüten soll? Die Ausstreichungen zeigen nur, wieviel Angst wir hatten, wie riskant eine

Abtreibung war. Aber so groß das Risiko auch war, viele sind es trotzdem eingegangen.

Und heute legt sich für mich, die in die Verschwommenheit und den Wust unserer Worte von damals taucht, Bébés Plastik-Badender über das Kind, das Caramel nicht wollte und trotzdem behielt, den von Françoise erfundenen Neffen und das Baby, mit dem später Eliane schwanger war, die es auch nicht wollte und die ich zur Abtreibung in einem Dienstbotenzimmer im sechsten Stock begleitete, bevor sie nach Italien fuhr und sich den Anarchisten Feltrinellis anschloss. Und unwillkürlich blende ich auch unsere Körper, unsere geborenen und ungeborenen Kinder, unsere Geschichten übereinander wie eine Frage, die sich uns allen stellte, da die Gesellschaft nur eines von uns erwartete: Heiratet und gebärt. Was würde aus uns werden? Hatten wir eine Wahl? Ich habe nie Kinder gewollt, ich bin, ohne aufzupassen, nie schwanger geworden, habe auch nie die Pille genommen. Ich habe das Manifest der 343 nur aus Solidarität unterschrieben. Mein Körper war unfruchtbar. In mir ist nie etwas gekeimt.

Da ist Jacky. »Mein Mann macht mich nicht glücklich, okay, aber er versucht mir nicht wehzutun.« Sie schreibt mir aus New York, wohin sie gleich nach dem Krieg mit ihrer kleinen Schwester Josette gefahren ist. Sie waren Waisen, deren Eltern deportiert worden waren, sie fuhren zu ihren in die USA geflohenen Tanten. Jacky war gerade achtzehn geworden. Ida sollte ich sagen. Das war ihr Name, als wir uns als Kinder bei Familientreffen in den Vogesen sahen. Ihr Vater war ein Cousin meiner Mutter,

die es nicht gern sah, dass ich mit ihr zusammen war, sie fand sie verdorben. Doch als Ida und Josette plötzlich allein auf der Welt waren, haben sie sich bei uns in Bollène versteckt. Ich erinnere mich an Ida und mich vor meiner Verhaftung im Schloss. Sie sagte immer, sie sei die Schlaue und ich die Intellektuelle, weil ich viel las und mich dafür interessierte, was in den Zeitungen stand. Eines Tages schickte uns mein Vater ins Lager Rivesaltes, mit falschen Papieren, die nicht erkennen ließen, dass wir Jüdinnen war. Die Mutter von Lutek war dort eingesperrt, unter Aufsicht der Franzosen. Besuche waren erlaubt, sie sollte ihm etwas geben, ich weiß nicht mehr was. Wir haben in einem kleinen Hotel in Perpignan übernachtet, das gut aussah, der Geschäftsführer war freundlich, er hatte uns mit fester Stimme ein Zimmer gegeben, aber als wir immer wieder Männer kommen und gehen sahen, begriffen wir, dass es ein Stundenhotel war. Wir lachten nervös, benebelt von unserem Auftrag und voller Schrecken vor dem, was sich hinter den Wänden abspielte, alles zeigte uns, dass es in der Welt der Sterblichen weder Frieden noch Märchenprinzen gibt, dabei waren Ida und ich erst vierzehn.

Nennen wir sie Jacky, denn so unterschrieb sie sogar an mich, sie wollte mit einem anderen Land, einer anderen Sprache verschmelzen, Idas Schmerz hinter einem Vornamen auflösen, der nach Amerika klang. Zehn Jahre, nachdem sie weggegangen ist, schwankt sie. »Tagsüber, wenn ich allein bin, ist es nicht schrecklich, ich langweile mich, aber meine Nerven ruhen sich aus. Sobald er zurückkommt, nervt mich alles, was er sagt und

tut. Er hat keine Geduld mit dem Kind, er brüllt, fünf Minuten später küsst er es, das Haus wird plötzlich zur Hölle, ich würde am liebsten heulen, um mich zu entspannen, aber ich muss mich zusammennehmen und Komödie spielen.« So viele Frauen, zu so vielen Zeiten, würden in Jackys Sätzen ihr eigenes Leben wiedererkennen. Doch vielleicht meldet sich unter ihrer Feder Ida, Ida die Schlaue, die ihre kleine Schwester beschützt hat, mitten im Krieg einen Fluchtweg für zwei kleine Jüdinnen gefunden, später gearbeitet und ihren Lebensunterhalt verdient und dann geheiratet hat und plötzlich entdeckt, dass ein allzu ruhiges Leben nichts wieder gutmacht, im Gegenteil. Auch sie spaltet sich. Ihre Briefe sind lang, so lang, dass man meint sie reden zu hören. Nach Küssen und Worten der Sehnsucht unterschreibt sie, dann fügt sie ein endloses Postscriptum hinzu, das zum Brief wird, den sie wieder unterschreibt. Ihre Schrift ist winzig, ich sollte aufhören, sie zu entziffern, aber ihre Gefühle sind so stark, ihr Bedürfnis zu sprechen so aufrichtig, dass ich mich zweiundsechzig Jahre später, als sie nicht mehr da ist, davon fesseln lasse. Und ich entdecke, oder vielmehr entdecke wieder, was sie quält, sie hat auf der *Liberty*, die sie nach Amerika brachte, einen Offiziersanwärter kennengelernt, sie haben während der Überfahrt viel Zeit miteinander verbracht, »Bei der Ankunft in New York waren wir sehr befreundet, nur ein paar Küsse«, dann schrieben sie sich, sie fing an ihn zu lieben, »er repräsentiert für mich alles, was ich mir von einem Mann wünschte, intelligent, verständnisvoll, sensibel und ein reizender Verehrer«, ich lese ihren Brief

wie zum ersten Mal, als sei die Liebesgeschichte gerade im Gang, als führe die *Liberty* immer noch über den Ozean. Der Offizier macht wieder einen Zwischenstopp in New York: »ich habe ihn flüchtig gesehen, jedesmal, sogar ohne mit ihm schlafen zu können, weil es keinen Ort dafür gibt, aber es hat genügt, dass ich jetzt sehr unglücklich und sehr sehr leer zurückbleibe, natürlich schreiben wir uns weiter, er erwidert meine Gefühle, aber wozu, kannst Du mich verstehen, ohne Dich lustig zu machen, ich brauche ihn so sehr, die paar Stunden, die wir zusammen verbracht haben, waren so großartig, etwas, das ich nie im Leben empfunden habe. Und jetzt die Kindereien meines Mannes ertragen ... Du siehst das Bild ...« Sind wir ohne Männer leer?

Jacky ist nur ein oder zwei Mal wieder in Frankreich gewesen, ich habe sie mitgenommen in meine Kneipen in Saint-Germain. Nach ihrer Rückkehr schrieb sie mir, ich verkörpere für sie die Freiheit, meine politischen Ideen interessierten sie, in den amerikanischen Zeitungen gebe es keine Spur davon, sie habe sich jung und voller Leben gefühlt, als sie mitten in der Nacht mit mir im Café war und wir bis zum Sonnenaufgang über all die kleinen, für viele Leute belanglosen Dinge redeten, sie würde vielleicht nächstes Jahr wiederkommen, und wir würden zusammen die verdammten Probleme totschiessen. Wir waren damals kaum imstande, sie zu benennen, sie in ihrem engen amerikanisch-bürgerlichen Leben, ich in meiner sogenannten Freiheit in Saint-Germain. Wir schlepten unsere Toten mit uns herum, klar, aber auch zu viele Modelle, die uns angeblich auf die Füße helfen

sollten. Ich glaubte wie sie an den Märchenprinzen, ich hoffte auf ihn – je freier man ist, desto mehr nährt man die Idee eines Idealmannes, sucht die schwesterliche Seele, nicht den Ehemann, eine lange Suche, in der man sich einigelt wie die gute Ehefrau in ihrem geregelten Leben. Er wird nicht kommen. Er existiert nicht. Man muss die Modelle aufgeben, vor ihren Fallen, ihrem unsichtbaren Stacheldraht fliehen. Wichtig ist, dass man Luft hat, dann kann alles beginnen. »Ich teile Deine Begeisterung für das Menschengeschlecht nicht, wenigstens das hier nicht, der Egoismus hier ist ekelhaft, und deshalb habe ich seit neun Jahren erst mit Dir und Deiner Familie so schöne Momente erlebt, ich habe wieder Leute getroffen, die sich gegenseitig helfen und dich als das akzeptieren, was du bist. Hier bist du okay, solange du Dollars hast, sonst ...« Doch sie gewöhnte sich an die amerikanischen Bräuche, blieb mit dem ersten Ehemann verheiratet und starb dort, nachdem sie den Vereinigten Staaten gedankt hatte, dass sie sie aufgenommen hatten. Das steht in einem Buch, das sie zu Beginn der achtziger Jahre auf Englisch publizierte, ich habe es irgendwo, sie hatte es mir geschickt, es muss dort in dem kleinen Bücherregal stehen, neben dem Kamin, auf dem Perceuthron. Ich setze meine Vergrößerungsbrille auf, genau, da ist es, ich habe es hierhergestellt, um es sicher wiederzufinden, den Titel hatte ich vergessen: *Take care of Josette* – »Kümmere Dich um Josette« – das hatten ihre Eltern an dem Tag ihrer Verhaftung gesagt, und hinten auf dem Buchumschlag ist ein Foto der winzigen Josette. Innen stecken zwei maschinengeschriebene Seiten. Ein

Brief von ihr, den sie dem Päckchen beigelegt hat, als sie mir das Buch schickte – ich weiß es nicht mehr. Sie erklärt in ein paar Zeilen, dass sie die Seiten, die mich betreffen, für mich übersetzen wollte. Die ersten Worte der folgenden zwei Seiten packen mich an der Gurgel: »Ich erhalte ein Telegramm von Madame Rosenberg: Marceline hat überlebt und will Dich sehen.« Sofort taucht die Überlebende auf. Sie verbrennt mir die Brust, als wollte sie aus mir heraus. »Marceline liegt in ihrem Zimmer auf dem Boden, ihre Augen fixieren die Decke, sie sagt, dass sie es nicht schafft, in einem Bett zu schlafen, sie sei das nicht mehr gewöhnt. Sie ist nicht aufgestanden, um mich zu umarmen, also habe ich mich neben sie gesetzt und versucht, meinen Kummer beim Anblick ihres schmerzverzerrten Gesichts zu verbergen.«

Ich sehe sie. Nur noch die inneren Bilder sind genau. Das bin ich. Jacky-Ida beschreibt die roten Locken, die langsam wieder auf meinem Schädel wachsen. Sie schreibt, dass ich ihr auf dem Teppich liegend alles erzählt habe, was mir passiert ist, und dass ich sagte, lieber wäre ich mit den anderen Deportierten in ein Zentrum gekommen als hierher, zu meiner Mutter, die ungeduldig ist, mich mit allen anderen am Tisch sitzen zu sehen. Ida habe ihr dann erklärt, schreibt Jacky, ich bräuchte Zeit. Sie weiß, dass die Erwachsenen uns diese Zeit nicht lassen wollten, ihre Tanten, die sie ein paar Monate später in Amerika aufnahmen, hatten tatsächlich schon eine Heirat mit einem reichen Cousin für sie arrangiert, und sie musste fliehen. Niemand wollte uns Zeit lassen. Jacky-Ida erinnert sich, als wäre es ein Sieg,

dass ich am Tag ihrer Abreise aus dem Schloss angefangen hatte, einige Mahlzeiten mit der Familie einzunehmen. Auf der Umschlaginnenseite ist ein Foto von ihr, ihr brünettes Haar ist blond gefärbt, und sie sieht aus wie eine gepflegte Amerikanerin zwischen fünfzig und sechzig, die es geschafft hat. Ich lege den Brief wieder hinein. Solange er dortbleibt, solange bleibt die Überlebende mit ihrem schmerzverzerrten Gesicht, die ich mit meinem Leben, meinen Lieben, meiner Reise wieder erwärmt habe, zwischen diesen Seiten, Bücher sind dazu da, uns am Vergessen zu hindern.

Auch Briefe, selbst wenn das nicht die Absicht ist. Ich kehre zu ihnen zurück. Françoise: »Ich beneide die Leute, die ein Ziel im Leben haben. Ich glaubte auch eines zu haben, als ich versuchte, meinen Lebensunterhalt gut zu verdienen (ein bescheidenes Ziel übrigens), und jetzt, da ich es geschafft habe, macht es mir keinerlei Vergnügen; ich verdiene Geld, aber ich langweile mich (dreimal unterstrichen).« Jacotte schreibt mir aus Bollène: »Plötzlich ist die Kälte eingebrochen, und nichts ist lustig in diesem Dreckschaff, mit all den Bourgeois-Visagen, die uns belauern und mich trotz ihres honigsüßen Lächelns behandeln wie eine aus der Gesellschaft Ausgestoßene (weil Geschiedene). Natürlich ist mir das scheißegal, aber es ist ein Übel mehr, das noch dazukommt.« Ich wähle weiter, und all die Briefe, all die Stimmen werden zu einer einzigen, ein Chor von Frauen. »Weißt Du, wenn man mir einen Heiratsantrag machen würde, irgendeiner?, glaube ich, trotz der Idee dagegen«, ich weiß nicht mehr, wer mir das schreibt, zu viele Briefe, aber das ist

eine, die vorgibt, frei zu sein, und gern kapitulieren würde. Selbst Caramel hat schließlich geheiratet. Sie hat einen Laden in Giens aufgemacht und unterschreibt wieder mit Caramel.

Liliane, August 54. Sie war mit dem Maler Piotr Dmitrienko verheiratet, den meine Schwester und ich in Saint-Germain getroffen hatten, mit einer ganzen Reihe abstrakter Künstler und Goys, die sonntags bei meiner Mutter aßen, ohne ihren Familien je zu sagen, dass sie zum Essen zu Juden gingen, aber lachend sagten: »Wenn es die kleinen Rozenbergs nicht gegeben hätte, wären wir verhungert.« »Meine kleine Freundin«, schreibt Liliane. Ihre Briefe sind voll von netten Worten, zärtlichen Spitznamen und Banalitäten über das Wetter, Ausflüge und Reisen, und plötzlich, beiläufig, kurz vor Schluss, wie man abends eine Weile flüstert, bevor man zu Bett geht, ein paar Zeilen: »Hier ist es immer noch schön, ich werde dieses pflanzliche Leben noch ein paar Tage weiterleben, ich verdränge mit aller Kraft die Zweifel, die mich immer öfter heimsuchen und verschiebe sie auf später ... Unglücklicherweise haben diese Zweifel menschliche Gesichter; sie vervielfachen sich, überlagern sich, ohne sich gegenseitig auszulöschen. Man wird sehen. Ich küsse Dich 'brüderlich'. Bis bald, Liliane. PS. Liebe Küsse von Ludmila.« Ludmila ist ihre Tochter, die später die Schauspielerin Ludmila Mikaël werden wird. Liliane hatte davon geträumt, Schauspielerin zu werden. Sie war ein ausgesetztes Kind und eine oft betrogene Frau, ich sehe uns in einem kleinen Bistro an der Ecke Rue du Four sitzen, gegenüber einem Modegeschäft, immer in einen

Jungen verliebt, der es nicht war, wir waren die Gefährtinnen einsamer Abende, vertrauten uns gescheiterte Lieben an, seufzten gemeinsam. Ich habe sie nie aus den Augen verloren, ich sehe uns noch Seite an Seite bei der Beerdigung ihres zweiten Mannes, sie war an Alzheimer erkrankt. Sie fragte: »Auf was für einer Demo sind wir?«

Wenn ich abends über den Pont du Carrousel ging, den Louvre im Rücken, blickte ich auf die erleuchteten Fenster des Gebäudes direkt gegenüber am Quai, auf das größte von allen im zweiten Stock, das wirkte, als wäre es im Gegensatz zum Rest konstruiert. Und ich stellte mir vor, dass dort der Architekt lebte.

Ich hatte ihn im Zug kennengelernt. Wir saßen im selben Abteil. Er fuhr nach Avignon, ich nach Bollène, in das Schlösschen meiner Kindheit. Wer hatte die Unterhaltung angefangen? Sicher er. Er war viel älter als ich, in den Vierzigern, unbekümmerter, ein gemachter Mann, ein anerkannter Architekt. Ich erinnere mich nicht an das Jahr, aber wenn ich allein nach Bollène fuhr, dann lebte ich noch bei meiner Mutter, die mich dorthin schickte, wenn wir uns nicht mehr ertragen konnten. Ich muss also zwei- oder dreiundzwanzig gewesen sein und diesem Mann genug erzählt haben, dass er mir Fragen über das KZ stellte, über das ich doch nie redete. Ich muss ihm von dem Schloss in Gourdon erzählt haben,

von meiner Verhaftung, meiner Familie, denn ein paar Tage später klingelte er an der Tür.

Ich war allein. Sehr schnell landeten wir auf dem Bett im Zimmer meiner Mutter, das als einziges geheizt war, und ich ließ ihn machen, willig und steif wie bei den anderen Männern. Aber er nahm sich Zeit, seine erfahrenen Hände glitten unter meine Kleider, wanderten langsam abwärts, seine Finger verweilten in meinem Geschlecht, und ich spürte etwas aufsteigen, das ich noch nie gespürt hatte, Schauer, mein ganzer Körper wurde elektrisiert, erwachte, entriegelte sich, doch Angst mischte sich hinein, Angst vor dem Architekten und zugleich vor mir, Angst, mich gehen zu lassen, vor der Lust, die er mir zu verschaffen verstand, das war so neu, gerade hatte ich die tausend Nervenenden meiner Klitoris entdeckt. Und ich überwand Hindernisse, er muss es gespürt, gesehen, gehört haben, ich weiß nicht mehr, denn er wurde immer machtvoller, das sexuelle Spiel geriet außer Kontrolle, er begann mich zu ohrfeigen, ich war verloren zwischen Erwachen und Angst, voller Schrecken, unfähig zu entschlüsseln, was da passierte. Und die Erinnerungen überwältigten mich, siegten über die Lust, auch der Ort spielte eine Rolle, ließ die kaum entstellte Erinnerung an andere Szenen wiederauftauchen, meine Verhaftung hier im Schloss und die versuchte Vergewaltigung durch einen Kriminellen, der die französischen Polizisten begleitet hatte, dann die Ohrfeigen der Kapos, als ich meinen Vater in Auschwitz wiedergefunden hatte und ihm um den Hals fiel. Gewalt und Beherrschtwerden waren mir vertrauter als Lieb-

kosungen und das sexuelle Spiel. Ich bin in Tränen ausgebrochen. Er hat aufgehört.

Im Koffer habe ich einen Brief des Architekten gefunden.

»Uff! Jetzt bin ich beruhigt. Natürlich bin ich Ihnen nicht böse. Beweis: die Schnelligkeit meiner Antwort. Reden wir also nicht mehr über die Vergangenheit und denken an nächste Woche ...«

Das sind die ersten Zeilen. Der Brief ist undatiert. Geschrieben an einem Mittwoch mit schwarzem Bleistift. Er scheint die Antwort auf ein paar Zeilen, die ich ihm wohl geschrieben hatte. »Natürlich bin ich Ihnen nicht böse ...« Das heißt, ich habe mich entschuldigt. Entschuldigt wofür? Geweint und ihn dann schnell vor die Tür gesetzt zu haben. Er hat wahrscheinlich kaum verstanden, was in mir vorgegangen ist. Niemand verstand. Die Fortsetzung seines Briefs ist nur eine lange Liste von Abfahrtszeiten und Anschlüssen zwischen Tarascon und Avignon, Avignon und Bollène. Er scheint den Zug nach Avignon am Dienstagabend um 18.01 Uhr zu bevorzugen, der ihn gegen 19.45 Uhr in Bollène absetzen würde. Er hat es eilig, wiederzukommen.

«Ich schreibe nicht mehr, wir werden die Gelegenheit haben, in Ihrem erholsamen Dorf ruhiger miteinander zu reden, das kennenzulernen ich große Lust habe.« Das ist der letzte Satz. Ich kehre zum Anfang zurück. Zu dem Briefkopf seines Büros oben links auf der Seite. Da steht: Architekt des Wiederaufbaus. Der berühmte Wiederaufbau nach dem Krieg. Aber ich war eine Frau, kein Gebäude, keine Brücke. Ich habe nicht geantwortet. Er

blieb beharrlich. Da ist eine Postkarte von ihm, mit einem Foto des Château d'If in Marseille, auf dessen Rückseite er schreibt: »Und der Telefonanruf? Ich warte seit Montagmorgen darauf.« Ich habe nie versucht, ihn wiederzusehen.

Doch dieser Moment ist mir lange geblieben, immer noch zwischen Lust und Schrecken. Ich bin mir übrigens gar nicht sicher, dass mir das geholfen hat, diese Assoziation von Lust und Angst. Aber ich dachte an ihn, und ich hoffe, er umgekehrt auch. Mit der Zeit hat dann ein reiferer, gefestigter, seiner Sexualität sicherer Teil von mir diese Szene besser verstanden. Es wurde wieder etwas Möglichen. Vielleicht hat die Lust schließlich über meine Ängste gesiegt. Deshalb starrte ich zu dem Fenster gegenüber dem Louvre am Seine-Ufer hinauf und stellte mir vor, dass er dort wohnte. Floh ich vor ihm? Suchte ich nach ihm? Beides ein wenig. Ich sah mich nicht zu dieser Wohnung im zweiten Stock hinaufsteigen, diesen Weg sah ich mich nicht gehen, ich fand mich einfach dort wieder, ich wollte ihm wieder begegnen, aber als stärker Gewordene, Gleichere, weniger Erinnerungsbelastete.

Ich wühle. Ich stoße auf Briefe von Michel, von Henriette. Meinem Bruder, der manchmal mit Rodolphe und einem deutschen Nachnamen unterschreibt. Meiner Schwester. Beide haben sich umgebracht. Tote eines KZ, in dem sie nicht waren. Es gibt Gefühle, die ich nicht noch einmal erleben will.

Und wieder all die Briefe von Francis: »Ich verlasse Dich, mein kleines Mädchen, die Arbeit wartet auf mich. Vielleicht denkst Du an mich, an den großen Jungen, der Dich so sehr liebt und Dir zulächelt.« Im Lauf der Briefe werde ich zu seiner Ente, seinem Entchen, seinem kleinen Lausbub, er ist mein großer Junge, mein großer Lausbub. Sehr schnell, zu schnell, wird er mein Mann. Er hätte mich nicht heiraten dürfen. Ich könnte umgekehrt schreiben, ich hätte ihn nicht heiraten dürfen, aber das wäre weniger richtig. Männern gegenüber hatte ich sonst nie Schuldgefühle, nur ihm gegenüber.

Ich war kein kleines Mädchen, mit fünfzehn hatte ich alles über das Menschengeschlecht erfahren, auch keine Erwachsene, ich wusste so wenig vom Leben, ich war ein wildes kleines Zwitterwesen mit einem Hang zum Tod und einem schauerlichen Überlebensinstinkt. Als ich ihn kennenlernte, kam ich aus einem Schweizer Sanatorium, wo ich meine Tuberkulose auskuriert hatte, und ich hatte den zweiten Selbstmordversuch hinter mir. Ich war ins Schloss gekommen, um mich zu erholen. Merkwürdig,

meine Gewohnheit, dafür gerade dorthin zu gehen, wo mein Drama begonnen hatte, als könnte man, wenn man zum Ausgangspunkt zurückkehrt, alles rückgängig machen und neugeboren werden. Francis trat eine Stelle als Bauleiter in Montélimar an und war auf der Durchreise in Bollène. Unsere Romanze hat also dort angefangen, in dem kleinen Paradies, das mein Vater im Krieg für uns alle gefunden zu haben glaubte und das zur Falle wurde, aus der man ihn und mich wegbrachte. Francis war jung, schön, riesig mit seinen ein Meter fünfundachtzig und dem energiegeladenen, muskulösen Körper eines Arbeiters, und er hatte Lust zu lieben und seinen Lebensunterhalt auf Reisen zu verdienen. Ich stoße auf ein paar Zeilen von mir: »Warum bist Du nicht hier, mein großer Bub, ich wäre sehr zärtlich und, wer weiß, ein wenig wollüstig, ich denke intensiv an Dich, ich liebe Dich.« Ich war nach Paris zurückgekehrt, um an einem Sekretärinnenkurs teilzunehmen, den meine Mutter mir bezahlte, das junge Mädchen ist verliebt oder glaubt es zu sein und verspricht die Wollust eines spröden, steifen Körpers, den sie ein paar Monate zuvor zu ertränken versucht hatte. Sie verspottet meine Erinnerungen. Das Ende der Geschichte hat ihren Anfang ausgelöscht, das passiert so oft, die Liebe ist eine merkwürdige Schleife: Was uns die Liebe zu jemandem eingeflößt hat, bewirkt am Ende, dass wir ihn verlassen. Alles an ihm war der Gegensatz meiner Qualen. Seine Arme eröffneten mir den fernen Kontinent eines einfachen Lebens, und ich schmiegte mich hinein, ohne zu sehen, dass ich mich auf etwas einließ, das mir selbst widersprach.

Nach ein paar Monaten, im Winter 1952, heirateten wir im Rathaus des IX. Arrondissements. Eine ganz schlichte Zeremonie ohne Rabbiner oder Priester, nur ein Familienessen bei meiner Mutter in der Rue Condorcet. Ich hatte weder die verlorenen Mädchen noch die Intellektuellen aus Saint-Germain eingeladen, deren Worte und Lesetipps ich aufzog. Ich unterteilte. Habe ich an diesem Tag gelogen? Benutzte ich ihn, um meiner Mutter zu entkommen, die unaufhörlich jüdische Anwärter organisierte?

– Aber ich kenne einen, hatte ich schließlich zu ihr gesagt. Und wenn du mir keine Töpfe kaufst, kaufe ich sie eben selbst! Francis war kein Jude, aber er tat's. Meine Mutter begann ihn sogar zu schätzen. Marceline war endlich untergebracht. In der Nacht nach der Hochzeit, der sogenannten Hochzeitsnacht, versuchte mein jüngerer Bruder Michel sich umzubringen, als ob er die neue Seite, die ich zu schreiben versuchte, mit seinem Blut beflecken, mich ins Kapitel davor zurückstoßen wollte, in unseren Schmerz meine ich. Ich raste ins Krankenhaus. Es war nur eine Episode in einer langen Serie immer häufigerer Krisen, die ihn nach und nach zerstörten und schließlich töteten, im gleichen Alter wie unser Vater. Francis wusste, wohin er den Fuß setzte. Er war nicht wankend geworden, als ich ihm sagte, dass ich keine Kinder wollte, er dachte vielleicht, das würde schon kommen, oder er dachte gar nichts, er war ein Baumeister, der selten sein Herz ausschüttete, den nur die Zukunft interessierte, und dabei hatte er gerade eine schwere Vergangenheit geheiratet.

Ich habe einen Brief vom November 1953 in der Hand, wir waren verheiratet, aber selten zusammen, ich in Paris, er auf seinen Baustellen in der Provinz. Er schreibt nach einem Anruf, in dem ich ihm offenbar mitgeteilt hatte, dass Michel ausgerissen war. Er entschuldigt sich, dass er die richtigen Worte nicht gefunden hat, »da wo ich war, war es mir nicht möglich, anders zu handeln. Das einzige Telefon auf der Baustelle steht im Büro der Sekretärin, und dort waren bei Deinem Anruf mehrere Leute ...«. Er schreibt, meine Traurigkeit tue ihm leid, aber nach ein paar Zeilen gesteht er: »Liebste, ich lasse dieses Thema, denn im Wesentlichen läuft es auf das hinaus, was ich zu vermeiden hoffte.« Ich nehme es ihm nicht übel. Für den Bau einer Brücke erkundete er die Tiefe des Flusses, aber für das Leben mit mir wollte er sich lieber nicht mit meinem Abgrund messen. Zwischen uns lag die Geschichte, das, was den Lärm von der Stille, die vielen Mitläufer von den wenigen trennt, die am liebsten schreien würden. Seine Familie war wie viele andere durch den Krieg gekommen, sogar mit einem deutschen Offizier in einem beschlagnahmten Zimmer ihrer Wohnung. Francis hatte nichts gegen Juden, da er mich heiratete, er wusste nicht, was das heißt, für ihn war das kein Thema. Ich werde ihm das nicht noch vorwerfen, es war wahrscheinlich einer der Gründe, weshalb ich ihn geheiratet habe: seine Vereinfachungen, sein Wille, nur einen Teil von mir zu sehen, das junge Mädchen, nicht die Überlebende. Kleines Mädchen, schreibt er immer wieder.

»Wir werden sehr, sehr weit weg in den Fernen Osten gehen, nach Indochina. Bist Du glücklich, mein kleiner Lausbub, mein kleines Mädchen? Wir werden zu anderen Himmeln aufbrechen, auf die andere Seite des Erdballs, ins große Unbekannte, das große Abenteuer und seine Mysterien«, schreibt er am 28. Januar 1954.

Und ich antworte: »Die Neuigkeit hat wie eine Bombe in meinem Kopf eingeschlagen, als ich Deinen Brief las, mein Lausbub, und beim Gedanken an Indochina lacht mir das Herz.«

Diesmal lüge ich. Sicher, ich habe angefangen zu lügen. Ich spalte mich weiter. Sein Traum, in der Ferne zu arbeiten, erstreckte sich bis zu den Grenzen des französischen Kolonialreichs, während meine endlosen Diskussionen auf den Pariser Caféterrassen mich für den Antikolonialismus entflammt hatten. Die Schlacht von Diên Biên Phu setzte seiner Lust auf Indochina schnell ein Ende, und wir gingen zusammen nach Belfort, wo er für den Bau eines Flugplatzes angeworben worden war. Dort hatten wir eine kleine Wohnung in der Stadt. Natürlich langweilte ich mich tödlich, und wenn ich ihn auf der Baustelle besuchte, stritt ich mit ihm, weil er die arabischen Arbeiter duzte. Ich begann ihn schlecht zu behandeln wie all meine Verwandten. Aber er nahm es nicht übel, er ließ mich reden, reagierte nicht auf meine Provokationen, versuchte nicht, das letzte Wort zu haben, spürte, dass es bei all meinen Befreiungsreden nur um mich selbst ging. Er beglückwünschte sich sogar, einen kühlen Kopf zu bewahren, während ich Launen hatte. Er hinderte mich nicht daran, wegzufahren, wenn

ich meine Sekretärinnenausbildung vorschob, um ein paar Wochen in Paris zu verbringen. Ich übertrug die Distanz, die sich zwischen uns vergrößerte, ohne dass wir darüber redeten, lieber in Kilometer. Ich floh vor dem Leben, das mich erwartete und das Josette, deren Mann mit Francis an der Baustelle arbeitete, in ihren Briefen aus Belfort treffend beschrieb. »Ich lese, ich nähe, ich stricke. Aber immerhin, Jimmy ist etwas öfter da. Allerdings nimmt er sich eine Zeitung, das ändert kaum etwas. Es stimmt, ich habe einen Spiegelschrank, in dem ich mich von vorn und im Profil betrachten und sehen kann, dass meine Rundungen hartnäckig und hoffnungslos sind. Von Zeit zu Zeit gehe ich die Neuheiten in Belfort bewundern und komme jedesmal zurück, ohne jede Lust, irgendwas zu kaufen ... In Paris machen Sie sicher den Mangel an Schauspielen im letzten Winter wett. Was fangen Sie mit Ihren Abenden an, mit Ihrer freien Zeit, denn ich nehme an, dass die Ausbildung zur perfekten Sekretärin nicht all Ihre Zeit in Anspruch nimmt?«

Diese lebendig begrabene Frau hatte ich vergessen, sogar ihr Gesicht. Aber nicht, was sie repräsentiert, die Unterordnung, die von ihr erwartet wurde, diese Idee, dass man zuerst an den anderen denken muss, nie an sich, dass man ihm folgen muss, wohin er auch geht, und dabei lächelt und gute Miene macht. Ich habe Josette und eine andere, Dilou genannt und mit einem Typen verheiratet, der eine Baustelle beaufsichtigte, dazu benutzt, Francis deutlich zu machen, was in mir brannte, und über die Stellung als Ehefrau zu lästern, die er mir bot.

»Meine Beziehungen zu ihnen sind alles andere als intellektuell. Das stört mich ein bisschen, ich gebe es zu, denn abgesehen von dem Haufen alltäglicher Banalitäten habe ich den schrecklichen Eindruck, dass ich nichts zu sagen habe!!! Ich habe absolut keinen Überlegenheitskomplex, glaub mir, mein Herz, aber dennoch sind mir gehobener Kontakte lieber, vor allem im Moment, da ich in einer heftigen intellektuellen Krise stecke, mein Wissenwollen ist grenzenlos. So sehr, dass ich schrecklich unter meiner Ignoranz, meinem Mangel an Bildung leide, und mein Wunsch zu lernen ist so intensiv, dass ich eine ganze Menge unbedeutender Beziehungen fallen gelassen habe und nur noch mit fanatisch intellektuellen Leuten verkehre, die mich enorm bereichern und mich gelehrt haben, übrigens ohne dass sie es wollten und wussten, mich von mir zu lösen, und infolgedessen, mir die exzessive Egozentrik deutlich zu machen, die ich in mir hatte und deren Virulenz Du mir schon klar gemacht hattest, die mich umklammerte und verkrampfte und daran hinderte, die Augen aufzumachen und andere, sehr viel weitere, größere Dinge zu spüren als dieses kleine innere Ich ...

Ich will keine kostbare Zeit mehr verlieren. Es ist außergewöhnlich, mein Großer, Dir alles sagen zu können, wie ich es tue, ganz einfach, während ich vielleicht bei jemand anderem gezwungen wäre, diesen Teil von mir zu verstecken!! Liebster Lausbub, Deine Fähigkeit zu verstehen ist wundervoll, Du weißt gar nicht, wie sehr ich das außergewöhnliche Wesen, das Du bist, schätze!! Das denke ich aufrichtig, weißt Du, und ich

bin Dir unendlich dankbar dafür!! Du bist das liebste Wesen, das ich auf der Welt habe, und ich liebe Dich so sehr. Du wirst die wahre Marceline in diesem Brief finden!! Liebst Du sie so?»

»Montélimar, Freitag, den 20.2.54

Mein Entchen, schon lange befriedigten mich Deine Briefe nicht mehr. Obwohl sehr nett, brachten sie mir nicht, was ich erwartete, sie glichen sich alle und zeigten mir ein falsches Spiegelbild von Dir. Du hast ihre Tragweite absichtlich begrenzt, indem Du Dich an bedeutungslose Themen hieltest, warum hast Du das getan? Vielleicht damit ich Deine Spur verlor und Du Dir so mehr Freiheiten in Deinen Entwicklungen nehmen konntest.

Sag nicht nein, Ente! Du weißt genau, dass ich die Wahrheit sage. Zudem schreibst Du in Deinem letzten Brief: »Du wirst die wahre Marceline in diesem Brief finden.« Warum würdest Du mir das sagen, wenn Du im Grund Deines Herzens nicht überzeugt wärest, mich über den wahren Gehalt Deiner Gedanken getäuscht zu haben?

Ich sage Vorsicht, Ente, weil die intellektuelle Substanz, mit der Du dich sättigst, so reich und vital sie für Dich auch ist, dies für uns nicht sein wird, sogar tödlich sein wird, daher meine Angst. Getrieben von einem exzessiven Durst, »wissen zu wollen«, Dich im Kontakt mit »fanatisch intellektuellen Leuten« zu erheben, so dass Du jetzt alles ignorieren willst, was Du als unbedeutend, weil nicht intellektuell einstufst (entschuldige die Wieder-

holung des Wortes intellektuell, der Inhalt Deines Briefs zwingt mich dazu), Du reißt, ohne es zu merken, einen unüberbrückbaren Graben zwischen uns auf, Ente, Du erhebst Dich, Du gehst allein davon, und ich kann Dir nicht folgen, wir befinden uns ganz und gar nicht auf demselben Boden, kein Kompromiss möglich, und wenn der Tag kommt, wo wir unser gemeinsames Leben wieder aufnehmen und Du entwurzelt sein und Deine Substanz nicht wiederfinden wirst, wird das ein schwindelerregender, unwiderruflicher freier Fall sein ...

Such nach dem Gleichgewicht, klettere sehr hoch, wenn Du begierig bist, aber bewahr Dir einen Stützpunkt mit den Füßen auf der Erde, das ist gut vereinbar.

Francis«

Er hat recht, was die Folge betrifft. Unser Fall kündigt sich an. Meine eigenen Briefe habe ich in der Hand, weil er bei seiner Rückkehr seine Sachen da ließ und dann zu einer anderen Baustelle aufbrach, es gab nur wenige Zeiten gemeinsamen Lebens zwischen uns, ich habe meine Zeit mit Versprechungen verbracht, dass ich nachkommen würde, mit Lügen.

»Donnerstagmorgen,
höre, großer Francis, die wachsende Sorge um unsere Liebe in Deinem Brief macht mich ganz unglücklich. Sie ist keinesfalls bedroht, und ich betrachte meine intellektuelle Entwicklung nicht als Graben, der sich zwischen uns erhebt.

Ich habe diesen Satz – die wahre Marceline – betont, um zwei ungleiche Wesen zu unterscheiden, das heißt, das Wesen, das wirklich in mir lebt, mit allem, was das umfasst, und dem Du das »kleine Entchen« vorziehst, das Du bittest, ewig eine falsche Komödie zu spielen, eine Rolle, die ich nicht durchhalten kann.

Aber, großer Lausbub, das ist so, weil mein Bedürfnis riesig ist, mit meinesgleichen zu kommunizieren, und weil ich das Gefühl habe, dass ich eine Botschaft für die Welt habe, und weil mir diese immense Einsicht durch die Qualen des Lebens gekommen ist, die mich so sehr gezeichnet haben, und zwar durch menschliche Wesen gleich mir, die sich jedoch von ihren niedersten Instinkten haben leiten lassen, von all den moralischen Qualen, die ich im tiefsten Inneren empfunden habe (große Einsicht kann nur von der Qual, dem Schmerz kommen, und nur wirklich Gequälte haben das Bedürfnis, es mitzuteilen), wegen all dem lebt in mir dieser Durst nach der größtmöglichen Erkenntnis und das Bedürfnis, etwas zu erschaffen. Das wird meine Art sein, etwas Gültiges zu tun. Aber da Deine Art, den Menschen zu helfen, darin besteht, dass Du Brücken und Staudämme baust, um die Lebensbedingungen der Menschen zu verbessern, glaubst Du denn, ich müsse alles verachten, was ich selbst dafür einsetzen werde? Wir tun jeder auf seine Art etwas, glaubst Du, die Deine sei in meinen Augen nicht ebenso gültig wie meine? Und glaubst Du, unsere jeweilige Art, der Welt zu helfen, sei so unvereinbar, dass unser Glück, unsere Liebe daran zerbrechen muss!!!«

Als Francis wieder nach Paris kam, erinnere ich mich, habe ich ihn und meine Mutter ins Theater mitgenommen, das damals meine Passion war, wovon die vergilbten Programme und Artikel zeugen. Wir haben im Théâtre National den *Prinz von Homburg* gesehen, sie fanden es gut, aber ich hätte gewollt, dass sie es deutlicher zeigen, besser begründen. Ich hatte angefangen, sie auf die Probe zu stellen. Schon zersplittert und in Bruchstücken, ob junges Mädchen oder Überlebende, wahre Marceline oder Entchen, Verliebte oder Lügnerin, ich baute meine Ehe auf dem Graben auf, der die Klasse der Gebildeten, wie man damals sagte, von der Klasse der Arbeitenden trennt. Es schien mir immer unmöglicher, die verstreuten Teile meines Lebens zusammenzuflicken. Und bald war die Rede von Madagaskar.

»1. März 1954

Den Weißen, den Franzosen kenne ich schon zu gut, er ist ein unheilbarer Bourgeois, hält sich für schlau und sehr interessant, der Bildungslack hat ihn oberflächlich und eitel gemacht. Der Schwarze dagegen ist ungeschliffen, gesunde Natur und eben dadurch wahrer als wir. Sein Verhalten ist eher vom Instinkt als von der Vernunft diktiert.

Es gibt eine medizinische Untersuchung und eine Reihe von Spritzen, ich erlaube mir, Dich daran zu erinnern, dass gesunde Zähne unerlässlich sind, wenn man in die Kolonien geht, es wäre in folgedessen Zeit für Dich, Ente, die entsprechenden Vorkehrungen zu treffen

und Dich in die Klinik zu begeben, um Deinen Mund kurieren zu lassen. Es ist sehr gut möglich, dass wir zusammen aufbrechen, es ist also keine Zeit mehr zu verlieren.«

Francis ist schließlich allein gefahren. Ich habe ihm versprochen, nachzukommen. Er schreibt mir aus Ambibobé, »Mein kleiner Lausub, Du siehst, zwölftausend Kilometer trennen uns, und ich bin immer noch bei Dir ... Ich liebe Dich, mein Herz ... Gestern Abend hab ich mich zum Strand zurückgezogen, ich lag auf dem Sand, das Meer erstarb mit lauten Seufzern zu meinen Füßen, und allein in dieser Fülle, begeistert vom Zauber der Umgebung, träumte ich von Dir, von Dir, die ich mir ganz nah bei mir gewünscht hätte ...

Warum bin ich in Madagaskar? Sicher nicht für die Aktionäre der SNTP, sondern vielmehr in der Hoffnung, das zu finden, was mein Ich sucht und zu sein hofft, schon immer hatte das Unbekannte eine machtvolle Anziehungskraft auf die Menschen. Möge die rauhe Wirklichkeit meinem Erfinder-Temperament ein günstiges Terrain lassen.«

Die rot und blau umrandeten Umschläge kamen jetzt in der Rue du Chéroy 1 an, links vom Théâtre Hébertot. Dort wohnte ich. Ich war aus der Wohnung meiner Mutter ausgezogen. Ich lebte endlich allein. Und ich antwortete meinem fernen Ehemann verliebt. »Francis, es wird echter Wahnsinn sein, wenn wir uns wiedersehen.« Ich stellte sogar eine Liste der Dinge auf, die ich

brauchen würde, wenn ich erst dort war. »Einverstanden mit dem Mixer, Du musst ihn gut einpacken«, antwortet er. So verging ein Jahr damit, dass ich seine Erwartung nährte. Zögerte ich? Nicht wirklich. Ich fühlte mich wohl in meinen zwei Zimmern. Eine kleine Küche mit Duschkabine, die ich gelb gestrichen hatte, ein kleines Schlaf- und ein großes Zimmer, da ich die Zwischenwand hatte entfernen lassen, mit Design-Möbeln von Steiner, eine grüne, eine graue Wand und eine riesige Reproduktion von Picassos *Guernica*, 2,5 x 1,5 m. Ich war auf der Höhe der Zeit. In Madagaskar wartete eine große Hütte inmitten von Bananenstauden, Zitrusbäumen und Ananaspflanzen auf mich, mit fließendem Wasser, aber unsicherem Strom.

Gleichzeitig langweilte ich mich. Ich war weniger befreit, als ich wirkte. Ich betrog Francis nicht, ich hing noch an ihm, auch wenn er mir immer weniger fehlte. Ich lebte von dem Geld, das er mir schickte, und meinen ersten Jobs als Sekretärin. Ich tippte für Jean Wiener, für Roland Barthes und eine französisch-polnische kommunistische Vereinigung. In Saint-Germain-des-Prés lernte ich alle möglichen Leute kennen, drang in Universen vor, die ich für glänzend hielt. Ich setzte mich mit einer Vereinigung von Deportierten in Verbindung, die mich sehr schlecht empfing. »Du deportiert? Ich hab dich dort nicht gesehen.« Ich flirtete mit Perec. Ich arbeitete neben der Metrostation Richelieu Drouot in einer Milchbar, in der Erdbeermilch serviert wurde. Ich machte Reklame für Ölöfen auf dem Pariser Markt. Und Francis wartete auf mich, schrieb. »Lausbub, Du hast mir nie gesagt, dass

Du wieder angefangen hast zu rauchen. In Deinem letzten Brief hat sich Zigarettenasche ins Papier gebrannt.« Meine Zigarette hatte mich verraten, die junge Frau, die im Begriff war zu werden, was er vorhergesagt hatte, bevor er weggefahren war. Wenn er Wasser war, war ich Öl. Aber sehr schnell deckte er seine Zweifel und Fragen mit flammenden Erklärungen zu. »Ich liebe Dich, und bald werde ich Dein liebes Gesicht an meinem haben.« Dann wurden meine Briefe seltener, er beklagte sich, ich antwortete mit Vorwürfen. »Du hast wegfahren wollen ohne Rücksicht auf mich, bis zu einem gewissen Grad war ich Dir sogar egal.« Ich suchte den Konflikt, aber er begann wieder mit dem Reigen der Liebesworte, ließ alles ins Leere laufen, beschrieb mir die Landschaft, die Lebensbedingungen, und riet mir am Schluss, Shorts und leichte, ausgeschnittene, aber nicht zu tief ausgeschnittene Hemdblusen mitzubringen, weil die Sonne so heiß brannte. Dann habe ich mich auf die Politik berufen, ihm erklärt, es falle mir schwer, den Fuß in ein kolonisiertes Land zu setzen. Ich war mehr und mehr politisiert. Ich verkaufte die *Humanité* im Astrachanmantel. Ich war arm mit Zeichen des Reichtums. Abends folgte ich meiner Gefährtin Christine Sèvres, sie ging mit Jean Ferrat aus, der verheimlichte, dass er Jude war. Und ich nahm Francis übel, was er nicht war, oder vielmehr das, was ich ihm gerade antat.

Ich habe Entwürfe von damals in der Hand, falsche Ansätze, die ersten Zeilen vom 13. Mai 1955: »Du hast nichts von mir gehört. Wie soll ich es Dir sagen?« Ich wollte ihm zu verstehen geben, dass es aus war, aber ich

schaffte es nicht, ich fing an und hörte wieder auf. Wie es ihm sagen? Meine Briefe wurden mangels Offenheit aggressiv. Er antwortete Wort für Wort darauf.

»11. September 1955

Du schreibst, »ich kann mich nicht auf madegassischen Boden begeben und mich an einer bestimmten Anzahl von Erfahrungen beteiligen, die ich missbillige.« Was weißt Du denn davon? Während das französische Proletariat denselben Härten unterworfen ist wie das madegassische Volk unter der Kolonialmacht, ist das Problem dasselbe, schlimmer vielleicht in Frankreich, denn der französische Arbeiter ist sich seiner Deklassierung bewusst, der Madegasse ist es nicht und leidet nicht darunter, zu Unrecht vielleicht betrachtet er uns als überlegenes Volk (häng Dich nicht an diesem simplen Wort auf), und in einem gewissen Sinn ist das gerechtfertigt, unbestreitbar hat unsere Zivilisation konstruktive Werte, die die ihre nicht hat, bei weitem nicht ... Was mich selbst angeht, bin ich zu dem Schluss gelangt, dass ich dem madegassischen Volk durch meine Anwesenheit hier mehr Gutes tue als irgendeine Ideologie, die in eitlen, sterilen Diskussionen zerrieben wird ...«

Lauter Anlässe zu einem Bruch, der immer deutlicher wird. Alle nie gelösten Probleme dieser Welt auf unseren schwachen Schultern – Zivilisationen, Kolonisierung ... Ich habe ihn auf dieses Gebiet gezerzt, ihn gezwungen, nach Worten zu suchen, sie abzuwägen, Stellung zu beziehen. Ich stelle ihn mir vor, wie er »überlegenes

Volk« schreibt, bereue es sofort aus Angst, die Dämonen der Endlösung in mir zu wecken, aber ich streiche es nicht. Ich war schlicht unfähig, von der Liebe zu sprechen, ihm zu sagen, dass die unsere zu Ende war, unfähig, ihm zu sagen, dass ich mehr als alles andere meine Freiheit liebte. Ich betrog ihn mit Männern, die mich nirgendwohin brachten, wie einem verheirateten Amerikaner, der in einem fantastischen Studio hinter dem Trocadéro wohnte, er war von Mikroben besessen, etwas schizophran, an der Grenze zur Gewalt, er konnte stundenlang dasitzen, ohne zu reden. Es hat nicht lang gedauert.

Ich löste mich geduldig, Masche für Masche, doch um anderswo selbstsicherer wiedergeboren zu werden. Ich drapierte mich nicht nur in die Probleme der Welt, ich hatte Lust, darin zu leben, das war die einzige Möglichkeit, über meine Verhaftung, meine Deportation, den Tod meines Vaters und die Selbstmord-Manie meiner Familie hinwegzukommen. Ich musste Francis Adieu sagen.

Wir schrieben uns noch, aber um etwas zu spielen, was nicht mehr da war. Ich war sicher härter als er und kam zu dem Schluss, ohne es wirklich zu formulieren, dass unsere Beziehung zu Ende war. Er nahm es hin, wahrscheinlich halfen ihm gewisse exotisch-erotische Erfahrungen, er hatte mir klar gesagt, dass er nicht zurückkommen, seine Karriere, seinen Traum nicht abbrechen würde, um unsere Ehe zu retten. Wir waren reifer geworden, das war alles. »Ente, Du hast vielleicht einen beträchtlichen Anteil an dem, was ich bin, und

wenn man auch der Ansicht sein kann, dass unsere Verbindung kurz war, wäre es ungerecht, sie unfruchtbar zu nennen. Ich für meinen Teil sage, dass sie das reichste, das schönste Kapitel meines Lebens ist, in Wahrheit eine begrenzte Optik, denn ich weiß, dass ich nicht erwidern konnte, was Du mir geschenkt hast. Das ist ein Ungleichgewicht, das uns zum Verhängnis wurde.

Herzlich. Francis«

»22. Juni 1957

Ente, wirst Du mir helfen wollen? Ich habe Angst vor dem Wiederkommen ... Bald werde ich nach dieser langen, einsamen Reise wiederkommen. Orly ... ein Taxi ... ein paar Worte zur Concierge, und ich werde mich auf dem Flur stehend wiederfinden, die Hand nach der Klingel an Deiner Tür ausgestreckt, und nicht wagen zu läuten ... Willst Du mir helfen, diesen ersten Schritt zu tun? Allein werde ich es nie schaffen. Francis.«

»Tamarive, 15. August 1957

Was meinen letzten Brief angeht, sei beruhigt, es ging keinesfalls darum, mich Dir aufzuzwingen. Ich habe ganz bescheiden um ein wenig Hilfe von Dir gebeten, um unsere erste Begegnung zu erleichtern. Marceline, Du wirst es halten, wie Du willst ...«

In dem Moment, als er klingelte, lag ich im Bett, erinnere ich mich, ich hatte starke Gesichtsneuralgien. Er sagte, er stimme der Scheidung gern zu, unter der Bedingung, dass ich alle Schuld auf mich nähme und kein Geld verlangte.

Ich war einverstanden. Dann haben wir uns auf unseren entgegengesetzten Wegen aus den Augen verloren. Es war eine Briefehe, von der ich den Namen behalten habe, einige Monate Zusammenlebens in fünf Jahren. Vor mir liegen Seiten über Seiten hauchdünnen Papiers, schwarz von seiner Schrift, seinen Liebesworten, seinen Beschreibungen der weißschaumigen Strände von Madagaskar, exotischen Namen, Amboasary, Fort-Dauphin, Ambilobé, Mandrare, wo sich die Baustellen der Post befanden, am Ende der Kolonialzeit, die unsere Generation für immer gezeichnet hat.

Ich greife nach einem weiteren Brief, er ist von mir, mit der Maschine geschrieben. Von Absatz zu Absatz ärgere ich mich und beruhige mich wieder, und da er mir ständig sagt, dass ich, wenn ich mich um die großen Probleme der Menschheit kümmern will, um mich herum eine Leere schaffe, berufe ich mich auf die Vergangenheit: »Massenhaft bewusster, verantwortungsvoller Leute sagen mir, ich solle an mich denken, an mein kleines Leben, ich pfeif drauf, das sind die ersten, die von den Vorteilen profitieren, die ihnen andere durch ihren Sieger errungen haben, Menschen, die sich die Fresse haben einschlagen lassen und für die anderen gekämpft haben ohne Angst um ihr Leben. Beispiel: der letzte Krieg.«

Endlich exhumierte ich meinen Krieg. Ich bin dabei, das junge Mädchen mit der Überlebenden zu vereinen. Eine Frau zu werden.

Simone ist tot. Sie ist auf der Titelseite aller Zeitungen, verdrängt ein paar Tage alles übrige: »Simone Veil ist tot.« Ich höre ihrer Lebensgeschichte zu. Ich bin ein Teil davon. Und im hintersten Winkel meines Kopfes stelle ich verwirrende Rechnungen an: $7+8+6+5+1=27$, und $2+7$ sind 9. $7+8+7+5+0=27$, also 9. Die Zahlen stehen auf unseren Armen, auf ihrem 78651, auf meinem 78750, sie ergeben jeweils 9, wenn man die Ergebnisse der Quersummen ihrer Ziffern zusammenzählt. Und 99 Frauen trennen uns im KZ-Register. Sinnlos geworden. An ihrem Handgelenk schlägt kein Puls mehr. Aber eine mathematische Prophezeiung verbindet uns.

Ihre Söhne haben mich gebeten, an ihrem Grab auf dem Friedhof Montparnasse ein paar Worte zu sagen. Ich habe einige Erinnerungen aufgezählt, Erregung und Schrecken des Mädchens, als ich sie zum ersten Mal sah, sie war so schön, eine Göttin, neben Sonia die Hübscheste in den Duschen, wo die Kapos uns anbrüllten, dass wir uns ausziehen sollten; und während wir noch

unter Quarantäne standen der Moment, als ich ihr, um der Zwangsarbeit zu entgehen, vorschlug, uns zwischen den aufgestapelten Strohsäcken zu verstecken, und sie einverstanden war, sich hinlegte und ich sie zudeckte, bevor ich das gleiche tat und mich recht und schlecht unter einer anderen Decke verkroch. Als alles still war, sind wir aus unserem Versteck gekommen und in unseren Totenkleidern losgegangen, um herauszufinden, wo wir waren, ohne uns erwischen zu lassen. Wir hatten noch nichts begriffen. Wir waren einfach ungehorsam wie Schulmädchen. Wir kamen zu einer grün gestrichenen Holzbaracke, die etwas besser zu sein schien als die unsere, die Frauen dort sprachen Französisch, also sind wir hineingegangen, aber sie jagten uns weg und schimpften uns dreckige Jüdinnen. Das war die Baracke der Kommunistinnen. Zusammen haben wir unsere Unschuld verloren.

Ich rühre meinen Koffer tagelang nicht mehr an. Doch die Briefe darin haben genausoviel Kraft wie gerade gesprochene Worte. »Mein Bedürfnis, mit meinesgleichen zu kommunizieren, ist riesig ... weil ich das Gefühl habe, eine Botschaft für die Welt zu haben ... diese immense Einsicht ist mir durch die Qualen des Lebens gekommen, die mich so sehr gezeichnet haben.« Was ich zehn Jahre nach unserer Rückkehr aus dem KZ an Francis schrieb, gilt genauso für Simone wie für mich. Ich schrieb das damals gerade zu der Zeit, als wir uns wiedergesehen haben. 1955. Wir sind uns zufällig über den Weg gelaufen, in der Rue de Rome zwischen Gare Saint-Lazare und Boulevard des Batignolles. Wir hatten

uns nach Bergen-Belsen aus den Augen verloren. Wir waren nicht gemeinsam zurückgekehrt und zu den Freunden und Verwandten gegangen, die der Krieg uns übriggelassen hatte, wir sind zu unseren Anfängen zurückgekehrt, unter unser jeweiliges Dach. An diesem Tag in der Rue de Rome schob sie einen Kinderwagen, sie gab mir ihre Adresse, und als sie mich drängte, sie zu besuchen, sagte ich ja. Aber ihr Kind, ihr Aussehen, ihre Diplome, ihre schöne Heirat, all das stand im Kontrast zu mir, die ich immer noch herumstromerte und Listen von Büchern aufstellte, die ich lesen sollte, um meinen Rückstand aufzuholen. Sie hätte mich in ihrem schönen Zuhause empfangen, mir Fragen gestellt, was ich tun wollte. Was hätte ich ihr sagen sollen? Dass ich einen Ehemann in den Kolonien hatte, den ich nicht mehr liebte und dem ich immer weniger schrieb? Und dass ich einen Geliebten hatte, der ein Auschwitz-Überlebender war wie wir. Er hieß Nat Lilenstein. Ich hatte ihn vor kurzem irgendwo auf den Cafétterrassen in Saint-Germain kennengelernt. Er war klein, zerbrechlich, gebildet, las viel, durchtränkte Bücher, Theaterstücke und Politik mit seinem Schmerz. Manchmal war er Assistent beim Film. Ich erkannte das Double in ihm, das wir alle hatten und das ich jedesmal spüre, wenn ich einem Überlebenden begegne, das Double, das wir verstecken, und die Verlockung zu fallen, um nicht zu sagen zu sterben. Er ist schnell zu mir gezogen. Wir waren Spiegelbilder mit eintätowierten Nummern auf dem Arm. Wir hörten Opern, und in unsere Gespräche brachen immer wieder die Lager ein. Sehr bald gestand er mir, dass er im

Sonderkommando gearbeitet hatte. Außer seinem eigenen hatte er die Körper der anderen auf seinen Armen. Er trank, wurde gewalttätig, hatte Halluzinationen, sah Tierchen die Wände hinaufkriechen, ich wusste, woher das kam, und verzieh ihm, sogar wenn er mich schlug.

Ich hätte Simone das erzählen können, sie hätte es besser verstanden als irgendjemand sonst. Aber ich habe nichts gesagt, ich bin nicht zu ihr gegangen, ich dachte, wir lebten in verschiedenen Welten. Ein paar Monate noch manövrierte ich zwischen meinem Mann, der mein Gegensatz war, und meinem Geliebten hin und her, der aus derselben Hölle kam wie ich. Der Unterschied zu ersterem war zu groß, bei letzterem die Ähnlichkeit zerstörerisch. Bis zu dem Tag, als ich früher als vorgesehen nach Hause kam, ihn mit einer anderen überraschte und ihn vor die Tür setzte. Nat hat später Fernsehfilme gedreht, besonders *Les Révolutionnaires du Yiddishland*, ich hätte sehr gern mit ihm zusammengearbeitet. Und ich habe schließlich noch einmal Simone getroffen. Jahre später, in der Rue Dante. Diesmal hat sie darauf bestanden, dass ich sofort mitkam, ich stieg zu ihrer Wohnung hinauf, ordnete die Unterschiede zwischen uns als Äußerlichkeiten ein, und wir haben uns nie mehr aus den Augen verloren.

Politisch standen wir nicht auf der gleichen Seite, aber was ist eine Seite, wenn nicht ein Ufer, von dem aus man sich den Lärm der Welt anhört und deutet? Wir waren aus demselben Transport, vom selben Ufer, demselben Lager. Und wir waren starke Frauen. Unsere Gespräche drehten sich um die Politik, das Leben, die Männer, aber

wir waren Vertraute des Davor, zusammen kamen wir auf die Lager zurück, bei der oder jener Erinnerung manchmal sogar lächelnd oder lachend. Und ich sah bisweilen Gesten, Haltungen, eine Lockerheit bei ihr, die sie sich in der Öffentlichkeit nie gestattete. So dass ich an Tagen, an denen ich auf die Starrheit und die Vorbehalte ihres Amtes stieß, sie schlecht ertrug und verärgert, enttäuscht nach Hause kam und sagte: »Ich gehe nicht mehr zu ihr«, worauf Joris antwortete: »Du wirst wieder hingehen, sie ist eine großartige Frau.«

Wenn dort eine von uns starb, vergaßen wir sie, wir weinten nicht. Trauer existierte nicht mehr. Wir waren Spiegel füreinander. Ich klammerte mich an die Blicke der Entschlossensten unter uns. Simone war eine von ihnen. Jetzt, da sie nicht mehr ist, spüre ich, dass ich innerlich weine. Wie ich auf dem Friedhof sagte: Wir sind uns begegnet, um zusammen zu sterben.

Ich habe den Koffer wieder aufgemacht. Ich stolpere über ein Schwarzweißfoto. Wie viele sind es darinnen? »Darinnen« sage ich, weil ich das Gefühl habe, eine Tür zu öffnen und nicht nur in einen Raum, sondern auch in die Vergangenheit zurückzukehren. Es sind acht, dicht aneinandergedrängt auf einem Sofa oder Bett, lächelnd, Komplizinnen, sie reden miteinander, schauen sich an, kümmern sich nicht um das Objektiv, sie sind vereint wie die Perlen der langen Ketten über ihren Kleidern. Es sind Algerierinnen, Bombenlegerinnen der FLN. Seit einem Monat ist der Krieg vorbei, aber sie sind erst seit vier Tagen frei. 25. April 1962, sagt der Stempel auf der Rückseite. An diesem Tag hatte ich sie interviewt. Ich habe ihre Namen vergessen, aber ich denke an Simone, als ich sie sehe. Sie war damals Leiterin der Strafvollzugsverwaltung. Ich hatte sie gefragt: »Wie kannst Du nur so eine Stelle übernehmen?« Aber sie hat sie mit all ihren Erinnerungen, all ihrer Menschlichkeit ausgefüllt, und über diese Mädchen hat sie ganz besonders gewacht. Sie hatte den Justizminister, Edmond Michelet, der als

Widerstandskämpfer nach Dachau deportiert worden war, und dann auch das Kabinett von General de Gaulle davon überzeugt, dass diese Frauen in den Kolonialgefängnissen, die in den Händen der Armee waren, in Gefahr waren. Sie hatte erreicht, dass alle in Gefängnisse im Mutterland kamen, nach Pau, Rennes, Paris, Marseille und anderswo. Es kam sogar vor, dass sie ihnen, wenn sie Urlaub hatte, unangemeldet Besuche machte, während ihr Mann und die Kinder auf einem Parkplatz warteten. Sie hat sie gerettet.

Ich schaue mir die Mädchen auf dem Foto unter der Lupe an, mit bloßem Auge sind sie verschwommen für mich, aber jetzt erkenne ich Djamila Boupacha in der Mitte, obwohl sie im Profil zu sehen ist, sie ist barfuß unter einem weißen Kleid, sie war für einen versuchten Bombenanschlag in Alger zum Tode verurteilt worden und hatte erst unter der Folter gestanden. Die zu ihrer Rechten, fast liegend, scheint Zhora Drif zu sein, die in einer Milchbar in Alger eine Bombe gelegt hatte, die mehrere Menschen, darunter Kinder, getötet hatte, und war zu zwanzig Jahren Zwangsarbeit verurteilt worden. Die Namen der anderen weiß ich nicht mehr. Aber es ist weniger die Geschichte jeder Einzelnen, die mich fasziniert, sondern diese Gruppe brauner Frauen, die Bewegung ihrer Körper, die sich entspannen, sich einander anpassen, einander berühren, als wäre die Enge der Zellen und des Kampfs auch nach der Befreiung noch in ihnen. Ich erahne ihre Zehen, ihre nackten Fußgelenke, ihre kurzen Röcke, ihre langen Ketten und ihr Haar, diese schönen dunklen Locken, hochgesteckt oder im Nacken

abgeschnitten. Und ich betrachte sie unwillkürlich im düsteren Licht von heute, da es so schwierig geworden ist für eine arabische Frau, ihr Haar, ihre Knie, ihre Knöchel, manchmal sogar Mund, Nase und Augen sehen zu lassen. Der Schleier verhüllt sie. Dort wie hier. Meist schwarz, wie der Trauerflor über unseren Träumen.

Auf einem anderen Foto vom selben Tag bin ich zu sehen, auf dem Rand der Matratze kniend, die Hand mit dem Mikro zu ihnen ausgestreckt, während sie gefilmt werden, ich bin ihre Verbündete, ich habe sie vielleicht gefragt: »Sind Sie glücklich?« wie in dem Film von Jean Rouch und Edgar Morin. Natürlich sind sie glücklich! Die Trunkenheit der Befreiung durchflutet den Raum. Ein paar Monate später fuhr ich mit Jean-Pierre nach Algerien, wir wollten den Sieg auf Tausenden Gesichtern erblühen sehen, wie auf denen der Mädchen. Und wir sahen es. Die Blicke waren leuchtend, unsere Kamera ruhte auf ihnen, ungeachtet der ersten Vergeltungsakte und Lynchmorde am Ende aller Kriege. Wir haben einen Film daraus gemacht, der nie in den Vertrieb kam und den wir *Algérie année zéro* nannten, Algerien im Jahr Null. Im Jahr Eins rief sich die FLN als autoritäre einzige Partei aus. Ende des Traums. Der Antisemitismus erhob sich wieder. Und im Lauf der Zeit wurde die Baustelle meiner militanten Jugend zur Brutstätte des Islamismus, der seit der Jahrhundertwende die Welt erschüttert, und überall handeln die Bombenleger im Namen eines religiösen Faschismus, nicht mehr im Namen der Volksbefreiung. Doch ich bereue nichts. Unter meiner Lupe erahne ich die Reflexe großer Hoffnungen, die zu erleben ich das

Glück hatte. Röcke mit dem Saum weit über dem Knie, die man nicht mehr sieht. Frauen, denen der Krieg, wie alle Kriege, eine Autonomie und Autorität verliehen, die man ihnen wieder wegnehmen würde. Mein Leben hat eine Kurve beschrieben, in der ich das Schlimmste und das Beste des Menschen erlebt habe, die Todesfabriken und den Aufschwung des Fortschritts. Und dann verdunkelte sich der Horizont erneut.

Als Simone starb, schrieb mir eine Freundin aus Algerien, um mir die Huldigung eines ehemaligen Häftlings von der FLN an Simone zu schicken. Mohand Zeggagh erzählte in einer Zeitungskolumne von all dem, was sie für die algerischen Häftlinge getan hatte, er schrieb sogar, er sei nicht überrascht gewesen, als er damals erfuhr, dass der Schutz von zwei ehemaligen Deportierten in die Nazilager kam. Aber wer hat diese Worte gehört? Wer hat sie weitergegeben? Sind sie heute noch zu hören? Man muss es immer wieder sagen, dass eine jüdische Auschwitzüberlebende alles getan hat, um die arabischen Frauen vor Folter und Vergewaltigung zu retten. Darin liegt er, der Sinn für Geschichte und für Menschlichkeit. Aber wir haben ihn verloren. Es sei denn, es gibt gar keinen Sinn, und ich hatte bloß das Bedürfnis, daran zu glauben, wie viele andere am Ende des Krieges. Es gibt bloß eine Schaukel, die mal schafft und mal zerstört.

Aus dem Wust im Koffer taucht ein Brief mit dem Stempel PRISON DES BAUMETTES, FEMMES auf – Gefängnis Les Baumettes, Frauenabteilung. Das kann nur Annette sein, die mit anderen Mädchen des FLN-

Unterstützernetzwerks dort einsaß. Annette Roger. »7. März 1960. Les barro ... les barro ... les barro ... encore des barro ... Mein Pariser Anwalt bringt mir eine hübsche Rose mit. Er ist Gaullist mit Leib und Seele ... links. Man lässt mich ungeniert schimpfen. Ich langweile mich. Das macht mich dumm. Ich vermeide es, über die Pathologie des Häftlings nachzudenken. Ich stricke Jäckchen, drei rechts, zwei links.« Annette ist schwanger. »Vier Monate bin ich jetzt hier. Wie waren diese vier Monate für Euch beide?« Wir beide, das sind Jean-Pierre und ich. »Ich würde gern in einem Kabrio spazieren fahren ... ich trüge ein Kopftuch aus rosa Musseline ...« Sie fängt an, von einer Spritzfahrt mit ihrem Lebensgefährten Jo nach Italien zu träumen. »Wir würden Euch in Florenz treffen ... Wir gehen in einer dunklen Trattoria in Santa Croce essen, Weinflaschen hängen an Balken, die schwarz sind vor Dreck .. wir überreden Dich, daraus zu trinken ...« Annette träumt von schlichten, angenehmen Dingen, von warmen, feuchtfröhlichen Abenden. Dabei ist sie eine hartgesottene Kämpferin, mit siebzehn in die Résistance eingetreten und ein paar Jahre nach dem Krieg in die Kommunistische Partei, in der sie nur drei Jahre blieb, und natürlich hat sie sich für die Sache der Algerier engagiert. Es ist so lange her, dass wir uns gesprochen haben, dass ich plötzlich das Gefühl habe, ich hätte sie im Gefängnis vergessen. Ein weiterer Brief von ihr. Einen Monat zuvor.

12. Februar 1960. Die Gefühle gewinnen die Oberhand über die Politik, aber wir hatten beides immer vermischt. »Denk dran, dass die drei Wörter »ich liebe dich« ganz

Verschiedenes ausdrücken können. Sie sind das schriftliche Symbol einer ganzen Welt von Dingen ... unwägbaren ... und doch sind sie präzise, als wir sie gedeutet haben und ... ich sage Dir ich liebe Dich, Marceline, ich denke an Dich, an Euch, die ganze Zeit ... Wenn die Erregung dieser ersten Briefe sich gelegt hat, schreibe ich Euch beiden länger. Ich möchte sein, was Ihr wollt, dass ich bin. Anette.«

Wir sind seit Jahren zerstritten. Der israelisch-palästinensische Konflikt hat unsere tiefe Freundschaft beendet. Es ist so schmerzlich, sie wiederzulesen, diese Jahre, ihre Haft, unsere Überzeugungen, ihre Zuneigung vorbeiziehen zu lassen, und zu wissen, dass wir uns heute böse sind. Noch ein Brief aus Les Baumettes, mit grüner Tinte diesmal. Der Koffer schwört sich, könnte man meinen. Anette schreibt, dass sie ihr Kind Myriam nennen will, wenn es ein Mädchen wird. »Ich habe es Djamila versprochen. Sie ist vor anderthalb Monaten nach Pau verlegt worden, das war sehr hart für mich. Obwohl wir sechs Politische haben, flöße ich den anderen nur eine Art ängstlicher Bewunderung ein, ich habe keinen echten Kontakt zu ihnen. (Man kann hier gut ermitteln, welche Schwierigkeiten einer Lösung des Problems der arabischen Frau im Wege stehen.) Mit Djamila war es ganz anders. Wir haben eine Freundschaft geschaffen, die sicher durch die Umstände bestimmt war.« Handelt es sich um die Djamila auf dem Foto? Vielleicht. Anette wurde für die Geburt ihres Kindes aus dem Gefängnis entlassen und floh nach Tunis, ließ Jo und ihre drei Kinder zurück, um die Traumata der algerischen

Soldaten zu heilen, die nach Tunesien geflohen waren. Sie war Neurologin. Nach dem Sieg trat sie dem algerischen Gesundheitsministerium bei. All das ist für jüngere Leute, die die Fortsetzung kennen, wahrscheinlich unbegreiflich. Wir waren allerdings nicht vollkommen fassungslos. Anette macht sich bereits Sorgen um den Status der arabischen Frau. Doch es war, als hätten wir keine andere Wahl. Man musste handeln. Sein Lager wählen. Ich habe Lust, sie anzurufen. Wenn ich es heute unter dem Eindruck meiner Gefühle nicht tue, werde ich es nie tun. Irgendwo habe ich eine alte Nummer.

Sie nimmt ab.

– Marceline!

– Ja. Ich lese gerade die Briefe, die du mir aus dem Gefängnis geschrieben hast, und es hat mich verstört, dass wir wegen der Palästinenser-Geschichten nicht mehr miteinander reden. Wie alt bist du jetzt?

– Dreiundneunzig.

– Du bist alt! Ich bin erst achtundachtzig. Und was machst du zur Zeit?

– Ich halte immer noch Vorträge über die Résistance, über Rassismus ...

– Und du redest über die Shoah?

– Natürlich.

– Ich finde es sehr mutig, dass du weitermachst.

– Und du, was machst du so?

– Ich schreibe ein Buch über die Liebe. Wie man zu zweit leben kann, ohne sich auf die Nerven zu gehen.

– Da hast du viel Erfahrung!

– Jaja. Du auch! ... ja, stimmt, weniger in den letzten Jahren, aber es gab eine Zeit, in der es für uns lief ... Ja, ich sehe Jean-Pierre immer noch ...

Sie lebt in der Bretagne. Sie kommt von dort. Ich habe ihr vorgeschlagen, mich zu besuchen, wenn sie durch Paris kommt. Sie hat gesagt, dass sie das tun werde.

Schlaf gut, mein Herz. Nach einem Nachmittag voller Erregung für Dich, auch für mich, auch für uns beide zusammen. Ich liebe Dich, und ich will mit meiner Liebe Dein Selbstwertgefühl stärken und Deine große und schmerzvolle Lebenserfahrung in Vertrauen zu Dir selbst und zu dem verwandeln, was Du willst und allein mit mir zu tun gedenkst. Ich will Dich mit meiner Liebe umgeben (ein anderes Verb), ohne dass es Dich stört, sondern Dir im Gegenteil hilft, Dein Leben zu leben, wie Du willst, und auch wie ...

Was war an diesem Tag geschehen, dass Joris meine schmerzvolle Lebenserfahrung, meinen Mangel an Selbstvertrauen erwähnt? Ich weiß es nicht mehr. Da ist kein Datum, es ist eine der unzähligen kleinen Nachrichten, die er auf dem Küchentisch hinterließ, bevor er zu Bett ging, und die er mit unseren Initialen in einem Herz beendete. Am nächsten Tag fügte er unten auf dem Blatt hinzu: »Der Kaffee wird gegen acht Uhr die Treppe raufkommen, meine große Liebe.« Wir hatten getrennte Schlafzimmer. Was nicht heißt, dass wir die Stunde des Kaffees abwarteten, um uns wiederzusehen. Was für ein Vergnügen, nicht jeden Abend im selben Bett zu schlafen, ihn zu meinem heraufsteigen oder in seines hinabsteigen zu hören und uns dann aneinanderzuschmiegen, meinen dünnen kleinen Leib an seinen, der knorrig war wie ein alter Baum.

Er schlief in dem Zimmer, das heute meines ist. Ich war hinter dem Bad und der Küche in dem Zimmer, das seither der Salon ist, und als wir das obere Stockwerk dazu bekamen, bin ich nach oben gezogen. »Hoffe, es bleibt warm für dich da oben. Wenn es kalt ist, komm zu

mir.« Diese Wohnung weiß alles über die Topographie unserer Lieben, unsere Schritte auf den Treppen und dem gewachsenen Parkett, über unser Liebesleben, weit weg vom Joch und der Banalität des Ehelebens, seit unseren Anfängen 1963, als ich die Rue de Chéroy und er seine winzigen Zimmer unter den Dächern der Rue Guisarde verlassen hatte, bis zu unserem Niedergang, der kein Synonym für das Ende der Liebe ist, sondern für die Zeit, die vergeht und siegt. Joris ist 1989 gestorben. Und ich lebe noch dort, bis ich an der Reihe bin.

Angefangen hat es mit Filmen. Ich hatte in der Cinémathèque *Terre d'Espagne* (Spanische Erde) von ihm gesehen, gedreht 1937 an der Seite der Republikaner, mit einem von Ernest Hemingway verfassten und gesprochenen Kommentar. Die Gesichter, die Blicke, das bleiche Lächeln der Menschen zogen vorbei, die von der Geschichte zermalmt würden, er ließ die Verlierer und bald Toten wieder auferstehen, und ich behielt seinen Namen, Joris Ivens, der die Menschheit schon lange filmte. Ich war noch nicht soweit, Filme zu drehen, aber ich wusste, dass seine Sprache auch die meine sein konnte. Jahre später hat er mich in *Chronique d'un été* mit meinem Mikro, meinen Fragen und meiner Nummer herumlaufen sehen und sagte zu Jean Rouch: »Wenn ich ihr über den Weg liefе, würde ich mich womöglich in sie verlieben.« Von dieser Bemerkung wusste ich nichts, als ich im folgenden Jahr nach einer Vorstellung seines Films ... in *Valparaiso* zu ihm ging. Ich erzählte ihm von dem über Algerien, den ich gerade drehte, und bat ihn um Ratschläge für die Montage. Er gab mir die Nummer

seines Cutters und bat mich um meine Adresse. In der Woche darauf erhielt ich einen prachtvollen Blumenstrauß. Danach haben wir uns nicht verabredet. Wir haben es dem Zufall überlassen, für unsere nächste Begegnung zu sorgen, sie schien unvermeidlich. Und eines späten Vormittags liefen wir uns in einer Fotoausstellung über Kuba wieder über den Weg, gingen im Anschluss ins Charpentier essen und haben uns nie mehr verlassen.

Bei ihm spürte ich sofort etwas viel Stärkeres als bei den anderen. Ich hatte einen Mann vor mir, der den ganzen Planeten und seine Geschichte in die Arme geschlossen hatte, seine Kontinente bereist und Kriege miterlebt, seine Utopien, Lügen, sein Schweigen, seine Ängste, Zensur und Ehren kannte. Es war, als hätte er den Schlüssel dazu. Und wie ich in meinen Briefen an Francis vergeblich zu erklären versucht hatte, hatte ich das Bedürfnis, mich mit der Welt zu verbinden, ich war zu stark gezeichnet, um sie nicht ändern zu wollen. So, nicht in der monotonen Bequemlichkeit und Verschwiegenheit der Ehe, konnte ich meinen Teil Menschlichkeit finden. Ich musste in die Schwärze des Planeten eintauchen, vielleicht um die meine darin aufzulösen, vielleicht weil Gefahr, Tod und ein stacheldrahtbegrenzter Horizont so oder so ein Teil von mir waren. Joris hat meinen Kopf geöffnet, das war genau das, was ich wollte. Er war dreißig Jahre älter als ich. Weiße Mähne. Kurzatmig wegen seines Asthmas. Aber der Altersunterschied kümmerte mich nicht. Ich bin zusammengezuckt, als mein älterer Bruder Henri mir Jahre

später sagte, dass ich in Joris unseren aus Auschwitz nicht zurückgekehrten Vater suchte. Was mich so sicher machte, war nicht die Zahl seiner Jahre, sondern was er daraus gemacht hatte, ein langer Weg, die Schneise eines sensiblen Spaziergängers, der sich vielleicht irrte, täuschte, doch der wusste, was er suchte. Ich war ein umherirrendes Mädchen, Joris hat mir eine Richtung gegeben.

Ich habe hier ein Bild, das ich liebe und schon immer bei meinen Eltern an der Wand hängen sah, in Nancy, Epinal und in Bollène. Ich habe es beim Verkauf des Schlosses an mich genommen. Ein anständiges Bild: eine Landschaft, grüne Wiesen, ich hätte nicht sagen können, wo genau, denn seit ich ganz klein war, erzählte ich mir, wenn ich es betrachtete, die Geschichte von der Ziege des Monsieur Seguin. Bis zu dem Tag, als Joris sagte: »Du bist blind, das ist eine Windmühle, eine holländische Landschaft!« Und es stimmt, da ist keine Spur von einer Ziege auf dem Bild, sondern genau in der Mitte eine Windmühle mit großen Flügeln. Also betrachtete ich schon immer eine Windmühle, wenn ich mich fragte, was man tatsächlich riskierte, wenn man frei sein wollte, ohne irgendwas von Don Quichotte noch von Joris Ivens zu wissen, der in den Niederlanden geboren ist. Daher seine hartnäckigen Fehler, das Zögern zwischen Maskulinum und Femininum in den kurzen Nachrichten, die mir geblieben sind und bei deren Lektüre ich immer noch die Melodie seiner Stimme höre. Daher sein Spitzname, der fliegende Holländer, einer alten Legende entlehnt, von der es viele Versionen gibt, aber alle fangen mit einem

Schiff an, das in Amsterdam in See sticht, in einem Sturm untergeht und als Gespensterschiff über die Meere geistert. In *Fragmente einer Sprache der Liebe*, in dem Kapitel »Das Schweifen« hat sich Roland Barthes davon inspirieren lassen: »Ich bin dieser Fliegende Holländer; ich kann vom Umherirren (dem Lieben) nicht lassen, aufgrund eines alten Makels, der mich in den fernen Zeiten der frühesten Kindheit der Gottheit des Imaginären geweiht und mit einem Sprachzwang belegt hat, der mir, von Hafen zu Hafen, »Ich liebe dich« zu sagen eingibt ...«¹ Ich war der letzte Hafen seines Umherirrens für ihn, und er der meine.

Ich liebte es, wenn er mich sein Tipi nannte. Denn seit er ganz klein war, liebte er den Indianer, ob er aus Amerika oder aus Indonesien kam, er war fasziniert von diesem Menschen, der zugleich gut und grausam war, in Harmonie mit der Natur lebte und den Feind skalpierte, so sehr, dass er seinen Eltern erklärte: »Ich bin kein Kind von euch, ich bin ein Indianer, den man euch geschenkt hat.« Er erzählt es in seinen Erinnerungen, »ich hatte sogar eine universelle Sprache erfunden, die natürlich die Sprache der Indianer war«, schreibt er. Er hatte recht. Jedenfalls finde ich keine andere Erklärung für unsere Begegnung als diese universelle Sprache, die er mit der Phantasie eines Kindes skizzierte und an der er mit seinen Erwachsenen-Überzeugungen weiterarbeitete. Unsere Beziehung beruhte ebenso auf Zuneigung wie auf Arbeit, Kreativität und Politik. Das Engagement verstärkte die

¹ (dt. v. Horst Henschen, Frankfurt/M. 1988, S. 194 f.)

Liebe. Nach solcher Gemeinsamkeit suchte ich seit langem, ohne es ausdrücken zu können. Wie einem Mann sagen: vor allem sich nicht auf mich stürzen, ich ziehe mich nicht gern aus, ich wasche mich nicht gern, ich hab mich immer zusammengerissen, Sexualität ist mir wichtig, und zugleich pfeife ich drauf. Wie sagen, was man selbst kaum versteht? Mit Joris hat sich alles ganz von allein geregelt, ich weiß nicht, ob er mit seinen früheren Frauen genauso funktioniert hat, zwei Betten, zwei Zimmer, allein sein, zu zweit sein können. Miteinander zu schlafen war nur eine Komponente unserer Liebe unter anderen. Endlich war mein Körper nicht mehr der Einsatz. Und an seiner Seite wurden nach und nach die junge Frau und die Überlebende zu einer einzigen Person.

Er würde diese Zeilen über ihn sicher mögen, er war narzisstisch, aus einer Epoche, in der der Mann die Frau überragte. Als ich ihm begegnete, umgab ihn eine regelrechte Aura, er war ein Mythos, für meine Generation einer der Großen des politisch-sozialen Dokumentarfilms, er konnte sogar einen gewissen Opportunismus gegenüber den Mächtigen an den Tag legen, was mich ärgerte, und das sagte ich ihm auch. Ich war frecher, rebellischer, schwerer einzuschätzen. Wir waren eine Hydra mit zwei Köpfen, unsere Geschichte hatte nichts mit der alten Geschichte von Pygmalion und seinem Geschöpf gemein. Außerdem hatte er immer die Nähe von starken, kreativen Frauen an seiner Seite gesucht. Die erste, die er seinen Eltern vorstellte, war die Fotografin Germaine Krull, die er 1925 in Berlin kennengelernt hatte, sie war mit einem Anarchisten verheiratet, selbst

Anarchistin und wurde in Russland zum Tode verurteilt. Sie entkam wie durch ein Wunder, floh nach Berlin, wo sie in der unglaublichen avantgardistisch-androgynen Blase der Zwischenkriegszeit aufblühte. Sie verließ Joris wegen einer Frau, doch er heiratete sie später in Paris, eine zärtliche Scheinehe, um ihr zu Papieren zu verhelfen. Joris liebte seine Freiheit, aber auch die der anderen, einschließlich der der Frauen. Er hatte sich in den goldenen Zwanzigern entwickelt. Später lebte er mit Hélène zusammen, einer Cutterin, die mit ihm zusammenarbeitete, zusammen reisten sie durch die USA, die zum Sprungbrett seiner Karriere wurde, und sie war es, die den alten Pontiac über die amerikanischen Straßen steuerte. Dort begegnete er Marion Michelle, einer amerikanischen Dokumentarfilmerin und Reisenden wie er, sie blieben eine Weile zusammen und trennten sich als Freunde. Dann tauchte Ewa auf, eine polnische Lyrikerin und Schriftstellerin, die sich in die Weichsel stürzte, damit er sie heiratete. Sie waren noch verheiratet, als wir uns begegneten, aber sie lebten nicht mehr zusammen, die Ehe ermöglichte es Ewa einfach, von Ost nach West zu wechseln. Joris hatte schon immer Arbeit und Gefühle vereint, er suchte eine Entsprechung bei den Frauen, es waren nie Geschichten mit Blick auf ein Heim und Zusammenleben, sondern mit Blick auf die Welt. Er würde keine Kinder hinterlassen, sondern Dokumentarfilme, die das wahre Gewissen der Welt waren, wie er sagte.

Über meine Vergangenheit redeten wir kaum. Er schloss sich mit mir den Sechzigerjahren an, die die

Jugend erfanden oder neu erfanden, aber auch das Kino modernisierten, weil Bild und Ton nicht mehr nacheinander, sondern gleichzeitig aufgenommen werden konnten. Er hatte zu Stummfilmzeiten angefangen, als man höchstens 20 Sekunden aufnehmen konnte, und war zwar den technischen Entwicklungen gefolgt, der Verlängerung der Einstellungen, der Einführung des Tons, aber er war nach wie vor der Auffassung, dass der Regisseur über alles entschied, über Tempo und Text, und dass seine Entscheidungen, sein Auge, seine Handschrift, seine Überzeugungen die Technik bestimmten. Zu Beginn der sechziger Jahre erklärte er, die technischen Fortschritte des Filmmachens faszinierten und beängstigten ihn zugleich. »Vielleicht bin ich zu alt?«, fragte er und verneinte es selbst: »Die Möglichkeiten der neuen Technik scheinen mir einen oberflächlichen Zugang zur Wirklichkeit zu eröffnen, unter der Kontrolle schlauer Manipulateure.« Die Zukunft hat gezeigt, dass er sich nicht irrte. Als wir dann mitten im Krieg nach Vietnam fuhren, drängte ich ihn jedoch, auf 16-mm-Film mit gleichzeitiger Tonaufnahme zu drehen, was er noch nie getan hatte. Wir wollten uns dort unter die Dorfbewohner mischen, die unter den Bombardements der Amerikaner auf dem 17. Breitengrad litten, ihre Angst, ihren Stress zeigen, wir wollten sie reden lassen und den Ton direkt aufnehmen. Als Frau hatte ich Schwierigkeiten gehabt, eine Genehmigung zu erhalten. Doch Hô Chi Minh mischte sich selbst ein: »In Auschwitz haben sie dich nicht verbrannt? Dann kannst du auch dorthin.« Was hieß: Du hast dort überlebt, also wirst du

auch hier überleben. Wir hatten nur kärgliche Mittel und drehten mit da und dort zusammengeklautem Filmmaterial. Für den Ton war ich zuständig, wir redeten kaum darüber, manchmal verstand er nicht, was ich gerade tat, aber er respektierte es, es war meine Verantwortung. Ich wollte den Kriegslärm in allen Nuancen einfangen, weil die Bevölkerung die Stärke der Bomben und die Einschlagstelle am Klang einschätzte. Daher verbrachte ich ganze Nächte damit, sehr lange Bambusstangen zusammenzubasteln, um die Mikros dranzuhängen und mit meinen Kopfhörern auf die Bombardierungen zu warten. Schließlich fing ich mir einen Granatsplitter im Bein ein und musste mich kurieren lassen, aber ich kehrte zurück und arbeitete bis zum Ende der Dreharbeiten wieder mit. Der Film ist mir sehr lieb, er klingt in mir nach, weil er weit über die Geschichte Vietnams hinaus die Kraft und den Widerstand von Menschen unter extremen Bedingungen zeigt. Signiert hat ihn nur Joris, er brauchte einige Zeit, bis er mich als gleichwertige Regisseurin neben sich akzeptierte. Ich erinnere mich, als wir uns eines Tages mit dem italienischen Dramatiker Dario Fo und seiner Frau, der Schauspielerin Franca Rame, unterhielten, sagte sie plötzlich aufgebracht: »Er benutzt mich nur, ich existiere gar nicht!«

– Siehst du, du bist nicht der Einzige, sagte ich zu Joris.

– Ich bin auch so?

– Sicher! Du hast mich den *17. Breitengrad* nicht unterzeichnen lassen!

Das tat er dann doch, als wir in China drehten. Joris hatte nicht mehr so viel Kraft, er wurde schneller müde und machte sich keine Notizen mehr, wenn ich bei den Dreharbeiten die Initiative ergriff. Ich liebte den Kontakt zu den Menschen, ich hatte tausend Fragen an sie. Wenn wir uns über eine Szene nicht einigen konnten, drehte jeder seine Version, und die bessere wurde bei der Montage genommen. Wir brachten 120.000 Meter Film mit und 800 Tonspulen, aus denen wir zusammen vierzehn Kurz-, Mittellang- und Langfilme unter dem Titel *Wie Yü Gong Berge versetzt* machten. Bei der Montage hielt ich mich zurück und überließ ihm die endgültige Entscheidung. Ich floh diese kleinen Räume, in denen ich keine Luft bekam, Eingesperrtsein ertrage ich schlecht, bei mir sind immer alle Türen offen. Aber ich erinnere mich noch an die Studios in der Avenue du Maine, Joris überwachte vier davon, denn wir arbeiteten an der Montage von vier Kurz- und Mittellangfilmen gleichzeitig. Nebenan arbeitete Orson Welles an *F wie Fälschung* und etwas weiter weg Buñuel an ich weiß nicht mehr welchem Film, und manchmal sah man auch die schmale Silhouette von Godard vorbeigehen. Es war eine Männerwelt, und nicht die geringste. Ich traute mich nicht, Orson Welles anzusprechen, aber Buñuel mochte ich sehr, der gewöhnlich in dem kleinen Hotel L'Aiglon wohnte, an der Ecke Boulevard Raspail und Boulevard Edgar-Quinet. Er fragte Joris eines Tages: »Glaubst du immer noch?« Natürlich meinte er, an den Kommunismus, dem er seit langem den Rücken gekehrt hatte. Joris antwortete: »Ja, ich glaube immer noch. Ich will nicht verraten, was

das Symbol eines Traums war.« Ich kannte seine Antwort, weil ich auch schon oft versucht hatte, ihn vom kommunistischen Dogma abzubringen. Er war eher Poet als politisch und ließ niemals zu, dass vorgefasste Ideen sich der Wirklichkeit widersetzen, die ihm auf seinen Reisen begegnete. Aber er wollte auch die Menschen nicht verraten, die zu Beginn der dreißiger Jahre mit ihm geträumt hatten und von den Faschisten umgebracht worden waren, er wollte die Zeit nicht verraten, in der er seinen Aufschwung begonnen hatte, diese verrückten Zwischenkriegsjahre, als Kokain in Apotheken frei verkauft wurde und die Sprenger der Ketten über die Grenzen hinweg miteinander redeten. Und jedesmal, wenn die Geschichte ihn vor den Kopf stieß, erklärte er, das sei kein Grund, den Traum zu begraben, sondern die Gelegenheit, ihn neu zu erfinden.

Weniger gemocht habe ich, dass Joris eines Tages erklärte: »Eine Frau ist am Ende immer ein bisschen meine Mutter.« Der Satz schockierte mich. Mein Körper, meine Jugend bäumten sich voller Stolz dagegen auf. Es war, als hätte unsere Beziehung ein Verfallsdatum bekommen. Und ich stellte ihn mir als alten Verführer vor, einen Mann aller Kontinente, auf Eroberung von was weiß ich wem aus, ich konnte vage eifersüchtig auf diese Unbekannten sein, aber ohne sie je zu bekämpfen. Unsere Beständigkeit rührte von unserer Vorstellungswelt, unseren Überzeugungen her und vor allem von unserer Freiheit, die nur im Gleichgewicht bestand, nie auf Kosten des einen oder der anderen.

»Wenn die endlose Leibeigenschaft der Frau einst gebrochen ist, wenn sie für sich und aus eigener Kraft lebt und der bis dahin verabscheuungswürdige Mann – sie in die Freiheit entlassen hat, wird sie zur Dichterin, auch sie! Die Frau wird das Unbekannte entdecken! Wird sich ihre Gedankenwelt von der unseren unterscheiden? – Sie wird seltsame, unergründliche, abstoßende, köstliche Dinge finden; wir werden sie nehmen, wir werden sie verstehen.« Das ist von Rimbaud. Aber Joris würde es unterschreiben.

– Das erste Mal, dass wir uns begegnet sind, lief ich hinter einem Taxi nach Saint-Germain her, und du hast mich eingeholt.

– Nein! Das war viel später! Ein paar Monate später! Das erste Mal war im Theater, bei der Premiere eines Stücks von Obaldia, *Du vent dans les branches de sassafras*. Du warst mit Joris da, ich mit Claude und Jacques.

– Komisch, dass ich mich anders erinnere. Ich laufe, dann läufst du mir nach, wie ein *coup de foudre*.

Das ist passiert, sagt Jean, aber nicht so, nicht als zwei Unbekannte, die sich von weitem erblicken. – Er sitzt hier vor mir. Er erinnert sich an alles. Er war achtzehn, ich sechsenddreißig, Joris siebzig. Uns verband das Kino, die Politik, und ich liebte sie beide. Ich schlüpfte zum einen wie zum anderen ins Bett. Sie wussten es. Es hat elf Jahre gedauert. Wir waren nicht zwei rivalisierende Paare, sondern zwei Geschichten nebeneinander, die sich gegenseitig respektierten. Er war der Jüngste der Bande – ich mag das Wort »Bande« –, wir gingen alle zusammen

aus, Treffpunkt war das Old Navy, La Coupole oder die Cinémathèque bzw. eine der beiden, denn es gab die in der Rue d'Ulm und die in Chaillot, oft eilten wir auch von einer zur anderen, um nichts zu verpassen. Es war die Zeit, in der ein Godard, selbst ein ganz unverständlicher, 80.000 Zuschauer fand. Traditionell interessierte sich ganz Paris fürs Kino. Damals waren die Kreise größer, nicht so hermetisch wie heute. Die Jugend war gerade geboren, sie war kein Durchgangsstadium mehr, sondern eine vollgültige Kategorie, und sie betrachtete die Älteren prüfend. Im Gegensatz zu Jean gehörten wir nicht mehr dazu, aber er war diskret, zurückhaltend, anders als seine Altersgenossen mit ihrer Arroganz. Er war lieber mit Joris und mir zusammen, und ich versuchte nicht zu verstehen warum. Ich hatte genug mit mir selbst zu tun. Er arbeitete mit uns an den Yü-Gong-Filmen. Jean und Joris verbrachten Stunden Seite an Seite in der Montagekabine und sichteten unsere Aufnahmen von den Menschen im revolutionären China. Und wenn wir hier in der Wohnung mit der Arbeit fertig waren, blieb Jean zum Schlafen hier, er legte sich im Büro hin, und Joris wusste vielleicht, dass ich zu ihm gehen würde.

- Wann haben wir uns verliebt?, frage ich ihn.
- Eine ganze Weile habe ich dir nichts gesagt.
- Ach ja!?
- Du hast's vergessen, aber Du wusstest es ganz genau.
- Ich war seit vier Jahren mit Joris zusammen. Es war schwierig ...

– Schwierig? Das würde ich nicht sagen. Du bist ganz locker damit umgegangen, umso besser, sonst wäre die Situation für mich unhaltbar geworden.

– Du hast keine Geschichten gemacht.

– Ich hab keine Geschichten gemacht. Ich habe darunter gelitten, aber Joris war eine Gegebenheit. Es gab keine Rivalität zwischen uns. Ich war ein kleiner Jüngendlicher ...

Komisch, dass mich Jean heute korrigiert und mich zwingt, die Version, die mir in den Kram passt, zu revidieren. Als hätte er damals nicht alles sagen können ... Ich hatte sein Warten gelöscht, jeden Gedanken daran, dass er womöglich meiner wegen gelitten hat. Unser Trio entsprach dieser Epoche begeisterter Rebellion und Befreiung. Wir hatten eine Zeit erlebt, in der man in der Zeitung auf eine völlig weiße halbe Seite stoßen konnte, weil in der Nacht das Innenministerium das Erscheinen eines Artikels verboten hatte. Die weiße Fläche zeigte die Zensur an, sie verstärkte unsere Wut, unsere Auflehnung, wiegelte uns auf. Wir waren weit entfernt von dem Konsensus, der heute herrscht und der unweigerlich zur Selbstzensur führt. In der Liebe war es genauso.

– Die Arbeit und die Politik waren wichtiger als alles andere. Ich habe sechzig Stunden in der Woche über China gearbeitet, auch sonntags, lächelt Jean, als er sich an unser Ballett in dieser Wohnung erinnert.

– Du und ich, das war ein offenes Geheimnis. Alle wussten es.

– Es war Leidenschaft. Ich habe keine Angst, dieses Wort für uns beide zu benutzen. Und Joris gewöhnte sich

sehr gut daran. Auch wenn ich nie mit ihm darüber geredet habe.

– Erst zum Schluss?

– Nein.

– Ich dachte ...

– Nein, dieses Gespräch hätte stattfinden können, aber nicht ich hätte die Initiative ergreifen können. Und er hat es nicht getan. Als es zwischen uns zu Ende war, habe ich zu Joris nur gesagt: »Es geht ihr nicht gut, sie braucht Hilfe.«

– Ich war wütend, am Boden zerstört. Fast hätte ich alle Vasen bei deiner Mutter zerschlagen, das weiß ich noch, und dass ich dir eine Flut von Beschimpfungen an den Kopf geworfen habe.

– Es war ein schmerzhafter Bruch, in einem für Dich schwierigen Alter.

– Das Alter hat nichts damit zu tun! Es war eine furchtbare narzisstische Kränkung. Dabei hatte ich alles getan, damit es passierte. Ich hatte dir diejenige vorgestellt, wegen der du mich verlassen und die du dann geheiratet hast.

– Stimmt! Eine schöne Fehlleistung. Deswegen habe ich dir all die Szenen nie übelgenommen.

Ich mag diese Argumente mit dem Alter nicht. Er kann lange die Zahlen aufsagen, ich habe im Lager den Zähler abstellen müssen, es gibt mehr als eine Geographie der Zeit. Ich hatte auch nicht das Gefühl, zu Joris eine zärtliche und intellektuelle Beziehung zu haben und ein stürmisches Verhältnis mit dem jungen Jean. Ich hatte mich nicht geändert, mein Antrieb war derselbe, ich

suchte nach Einverständnis in den Ideen und Überzeugungen und manchmal nach körperlicher Hingabe.

– Weißt du, sagt Jean, vor nicht allzu langer Zeit hab ich mir in der Cinémathèque unsere Filme noch mal angeschaut. Ich hatte Angst und hab mich ganz hinten hingesetzt, um gehen zu können, wenn ich wollte. Vierzig Jahre waren vorbei, das ist sehr lang. Aber ich bin geblieben. Und es wurde immer besser.

– Bei manchen Filmen haben wir gewonnen, und sie sind Meisterwerke. Bei anderen, unter Aufsicht gedrehten, haben wir verloren.

– *Eine Frau, Eine Familie, Die Apotheke, Eine Ballgeschichte* sind großartig. *Die Kaserne, Das Öl, Die Fischer* sind längst nicht so gut.

Wir sind uns einig. Wir haben es geschafft, den Alltag, das Reale zu filmen, in das die Macht nicht immer vordringt. Unvermittelt zitiert Jean Oscar Wilde: »Das Drama des Alterns ist nicht, dass man älter wird, sondern dass man jung bleibt.« Wie wahr! Meine Blindenschritttchen ... seine grauen Schläfen ... Und doch sind wir hier, wo es sich abgespielt hat, unser schönes Liebesdreieck, das die zwanzigjährigen Mädchen von heute vor Entrüstung in Ohnmacht fallen ließe. Als Jean mich verließ, sagte Joris zu mir: »Das ist normal, er muss leben.« Das war alles. Joris und ich waren so klug, zu schweigen und uns gegenseitig zu beschützen. Wir wussten sehr gut, wie weit wir mit unseren Wahrheiten gehen konnten. Keine sinnlosen Verletzungen. Den anderen respektieren, den Mund halten können, selbst wenn man darunter litt. Wie war sein Leben mit mir? Als ich das

Buch begann, glaubte ich in seinen Schachteln Unmengen von Liebesbriefen zu finden, einige hatte ich von seinen Angehörigen erst nach seinem Tod erhalten und nie geöffnet. Ich glaubte, mit Joris' Geheimnissen zu leben, mit Liebesworten, die er anderen geschrieben hat, ohne dass die Briefe an mich Lügen waren, ich sei eben die, die geblieben ist, die an seiner Seite gelebt und gearbeitet hat. Aber ich habe nichts gefunden, oder sehr wenig. Vielleicht hatte er alles vernichtet, vielleicht gab es nicht so viele Frauen, wie ich dachte. Vielleicht habe ich ihn in der Phase abnehmender Kräfte begleitet. Vielleicht schreibt man Männern zuviel zu.

Als Jean ging, wurde die Beziehung zu Joris enger, er wurde alt, und ich begann, mich vor seinem Verschwinden zu fürchten. Er sagte zu mir: »Geh doch aus! Amüsier dich!« Eines Tages meldete sich jemand unten an der Haustür. »Ich bin's, Camille«, sagte eine Stimme. Ich ließ ihn raufkommen, ohne zu wissen, wer das war. Sobald ich die Tür aufmachte, erkannte ich ihn, den Camille meiner neunzehn Jahre, immer noch schön, in den Fünfzigern, er war jetzt Hosenschneider in der Rue d'Aboukir im Sentier. Er kam, um uns einzuladen, vor der Freimaurerloge Grand Orient de France einen Vortrag über China zu halten. Er hatte mich wiedergefunden. Joris und ich haben vor seinen Freimaurerbrüdern von unseren Reisen erzählt, kurz danach haben Camille und ich uns verabredet. Er war ebenfalls verheiratet, aber er konnte mich mitten am Nachmittag anrufen oder am Morgen, und mich bitten zu kommen, wir gingen in unwahrscheinliche Hotels, wo auf alten Schildern stand:

»Kommen Sie in einer Viertelstunde wieder« und die Zimmer stundenweise vermietet wurden, oder andere im XVI. Arrondissement mit großen Spiegeln an der Wand, die wirklich nicht für mich gemacht waren. Ich spielte mit, es war die Vergeltung für die von seiner Familie abgebrochene Beziehung, die nicht wollte, dass er mich heiratete, aber ich spielte mit, ohne mich zurückzusehnen, ohne um sie zu trauern. Ich hätte ihn sicher geheiratet, aber ich hätte ihn verlassen wie Francis, ich hätte nicht in der Rue Aboukir leben können, ich hatte den richtigen Weg eingeschlagen, der zu Joris führte, ich hatte nicht einmal das Gefühl, ihn zu betrügen. Diese unregelmäßigen Treffen gab es ein oder zwei Jahre lang.

Nach Camille habe ich keinen mehr gesehen. Ich blieb bei Joris. Wenn ich ihn abends allein ließ, fand ich bei meiner Rückkehr ein paar Zeilen: »Mein Herz, ich hoffe, der Abend hat dir etwas *fun* und Leichtigkeit gebracht.« Sie waren der Ausgleich für seine zu große Müdigkeit, unsere unterschiedlichen Rhythmen. Auch nach so vielen Jahren tut es noch gut, zu lesen: »Du bist in Deinem weiten schwarzen Mantel weggegangen, Du warst sehr schön, mein Herz. Ich hoffe, Du hast einen schönen Abend und wirst innerlich entspannt sein. Komm einen Moment zu mir, selbst wenn ich schlafe und träume, weiß ich, dass Du da bist.« Ich finde einige Antworten von mir: »Ich bin Dich küssen gekommen, Du warst so warm, so weich, ich liebe Dich so sehr und halte Dich in meinen Armen.«

Am Ende wurde ich ein wenig seine Mutter. Ich band ihm die Schuhe, und wir lachten, wir entschärften die

Situation, indem wir sagten, wir sollten Tagebuch führen über alles, was wir füreinander taten oder tun mussten. Diese alltäglichen Gesten belasteten mich nicht, immer stand der nächste Film bevor. Er wollte die Suche nach dem Wind in China filmen, er suchte nach dem Wind, wie man nach Atem ringt. Er fuhr zur Erkundung dorthin. »10. Juni 1984. Peking. Mein Herz, meine große Liebe, schon viereinhalb Tage fehlst Du mir. Setz Dich neben mich, ich erzähle Dir ...« Er schreibt mir aus dem Hotel, in dem wir immer wohnten, Westflügel, 9. Stock, mit Blick auf die Dächer der mehr oder weniger verbotenen Stadt, ein Schreibtisch aus Glas, ein graues Telefon, automatische Vorhänge, die nicht funktionieren. Er erzählt mir, dass drei chinesische Freunde unsere Synopsis und unsere Absichtserklärung übersetzt haben, dass er dann ein Essen mit dem Kulturminister hatte, das gut verlaufen ist. Guter Wind für den Wind, hatte der Minister gesagt, und ihm sogar ein Treffen mit einem Meteorologen in Aussicht gestellt, der verrückt war auf Wind.

In diesen Jahren habe ich einen Psychoanalytiker konsultiert. Joris' Schwäche konfrontierte mich wieder mit mir selbst. In der ersten Sitzung habe ich viel geweint und nicht viel gesagt. Dann bin ich nach China gefahren und habe die schon vereinbarten Termine vergessen. Als ich zurückkehrte, fand ich eine Nachricht des Therapeuten vor. »Sie schulden mir zwei Sitzungen und ein Taschentuch.« Ich bin nie wieder hingegangen. »Schwierig, Deportation und Psychoanalyse zusammenzubringen«, warnt Anne-Lise Stern in ihrem Buch *Le Savoir-*

Déporté. Sie kam aus Birkenau wie ich, sie war in Bergen-Belsen meine Blockführerin gewesen, und sie ist Psychoanalytikerin geworden, aber in dem Wissen, dass ihr Fach einzelne Subjekte betrifft, ihre armseligen kleinen Geheimnisse, ihre kleinen Geschichten, während der Deportierte von *der* Geschichte zermalmt, entpersönlicht worden war. Dennoch habe ich dann Laurence Bataille konsultiert, nicht so sehr wegen ihres Renommees, sondern weil sie mir nah war. Ich hatte sie 1947 einmal auf der Bühne gesehen, ich wusste, dass sie vor mir eine Beziehung zu Nat Lilenstein gehabt hatte, dass sie André Bash geheiratet hatte, dessen Mutter in Bollène und nach dem Krieg in Paris unsere Hausärztin gewesen war. Laurence und André setzten sich unermüdlich für die Sache der Algerier ein und kamen dafür ins Gefängnis. Deshalb kannten wir uns ein wenig, und sie empfing mich wie eine alte Freundin. Ich fragte sie, ob ich eine Therapie bräuchte, und sie antwortete: »Nein, mach Filme, kümmere dich nicht um den Rest, deine schöpferische Kraft genügt dir.«

Ich hatte schon lange, seit den sechziger Jahren, als ich anfangen hatte zu filmen, den Wunsch nach einem Film über das, was mir geschehen war. Ich entwarf im Kopf Bilder und Geschichten, aber immer fiktionale. Meine Phantasie floh die Archive, sie verlangte nach Schauspielern, nach einem Interface zwischen meiner unbearbeiteten Erinnerung und mir, einem Film, der aus meinen Erlebnissen hervorging, ihnen jedoch eine andere Form gab. Gleichgültig, dass mir Autoritäten wie Marguerite Duras oder Agnès Varda sagten, bei diesem

Thema dürfe man nicht erfinden. Ich durfte erfinden, weil ich dort gewesen war. Um 1965 schrieb ich ein Drehbuch, die Geschichte eines jungen Polen, der sich im von Demonstrationen gelähmten Paris der sechziger Jahre in eine jüdische KZ-Überlebende verliebt. Das war zwei Jahre vor dem Mai 1968, wir spürten, dass die alte Welt am Einstürzen war. Die männliche Hauptrolle hatte ich dem polnischen Schauspieler Zbigniew Cybulski anvertraut, die Idee war mir gekommen, weil er mir tatsächlich nachgelaufen war.

– Komm mit zu mir nach Hause, hatte er gesagt.

– Niemals. Ich bin Jüdin, ich schlafe nicht mit Polacken!

– Du übertreibst, ich kann doch nichts dafür.

Das stimmt, er konnte nichts dafür, aber ein Pole, so gut er auch aussah – und er sah großartig aus –, bleibt ein Pole. Für die Rolle der Jüdin hatte ich an die deutsche Schauspielerin Alexandra Kluge gedacht. Mein Projekt begann Form anzunehmen, ich hatte es Joris zu lesen gegeben, und er mochte es, dann starb Zbigniew, als er auf einen fahrenden Zug aufspringen wollte. Er war 39. Ich habe das Drehbuch weggeräumt. Es muss noch irgendwo in einer Schublade oder einem Schrank sein.

Am Abend des 31. Dezember 1986 blieb Joris lieber zu Hause und ließ mich allein feiern, aber natürlich hinterließ er mir ein paar Zeilen: »Es ist Mitternacht. Gutes neues Jahr. Im Fernsehen wird getanzt und dummes Zeug gemacht. Ich gehe schlafen, ich denke an Dich und unseren Film 1987. Bis morgen. Schlaf sehr sehr gut, mein Herz.«

Darunter zeichnete er das rituelle Herz mit unseren Initialen, dann einen Pfeil zwischen 1986 und 1987. Und der Wind, schrieb er, unterbrochen von weiteren Pfeilen, die Winde mit uns und unserer Liebe.

Histoire de vent (Eine Geschichte über den Wind) war unser letzter Film. Danach sagte Joris nebenbei: »Ich höre auf.« Ich ahnte, was das bedeutete; man weiß zwar nicht, wann man sterben wird, aber man spürt den Moment kommen, in dem man sich darauf vorbereitet. Er sagte auch: »Wir haben zusammen den Wind gefilmt, das Feuer wirst du ohne mich filmen.« Das Feuer der Krematoriumsöfen. Er hatte gedacht, er würde mir helfen, mich bei diesem Film begleiten können, der von einer aus Auschwitz zurückgekehrten Jüdin handelte, die einem fliegenden Holländer begegnet, doch er machte sich schon langsam davon. Kurz vor seinem Tod bat er um ein Gespräch mit meiner Schwester Jacqueline, ich weiß nicht, was er ihr sagte, vielleicht, dass sie sich um mich kümmern sollte. Sie hielt meine Hand, als wir hinter dem Leichenwagen hergingen. Simone hielt die andere. Danach bin ich in sein Zimmer gezogen. Und ich habe weiter auf meiner Seite geschlafen, rechts. Wir hatten alle nächtlichen Gebräuche der Ehe abgeschafft, nur dieser merkwürdige Brauch, der für jeden eine bestimmte Seite

im Ehebett vorsah, war geblieben. Ein paar Jahre später fiel Marie, die Frau meines Bruders Henri, aus dem Bett und starb. Sie war eine KZ-Überlebende wie ich, und uns ehemaligen Deportierten war selbst nach Jahrzehnten noch das Gefühl geblieben, dass was der einen passiert, auch der anderen passieren würde. Damals habe ich mir gesagt: Ich muss in der Mitte schlafen, nicht am Rand, als wäre Joris noch da.

Das war eine Eroberung, die nach nichts aussieht, ein paar Zentimeter auf den Leintüchern, aber sie braucht Zeit, stört unsere Gewohnheiten und die Vorstellung, dass jemand neben einem liegen muss. Anfangs schaffte ich es nicht. Dann habe ich Kopfkissen auf beiden Seiten als Brustwehr neben mich gestopft, und so wachte ich am Morgen an derselben Stelle auf. In der Mitte. *Inmitten des Betts*, wie es in dem Lied heißt, das ich als Kind immer sang, *ist der Fluss tief, Lonla, und wir würden darin schlafen bis ans Ende der Welt*. Ich würde die restliche Zeit meines Lebens allein darin schlafen. Es war mir recht. Joris fehlte mir, aber jener Mann, den angeblich jede Frau braucht, das war vorbei. Und es war nicht schmerzlich. Schon mit fünfzig hatte ich diesen Wendepunkt erlebt, den Moment, da die Männer dich nicht mehr anschauen, der so viele Frauen verletzt, mir jedoch gutgetan hat. Schluss mit dem Spiel der Verführung, das ich übertrieben hatte, aber nur, um mich zu versichern, aus nackter Angst, dass die Leere mich verschluckte. Jetzt hatte ich genügend Erinnerungen, Begegnungen und Reisen angesammelt, um mich erfüllt zu fühlen. Ich werde mich beim Arzt nicht mehr ausziehen, das fällt mir immer noch schwer.

Und wenn ich allein mitten in meinem Bett lag, ließ ich manchmal meine Finger zwischen meinen Schenkeln auf dem Nerv der Lust verweilen, den der Architekt mich nach dem Krieg hatte entdecken lassen.

Eines Tages nahm eine Frau zu mir Kontakt auf, die sich als Francis' Nichte vorstellte. Ich weiß nicht, welche Spuren unsere Geschichte in seiner Familie hinterlassen hatte, vielleicht etwas Unabgeschlossenes oder ein Bedauern, jedenfalls gab sie mir seine Adresse und bat mich dringlich, mich mit ihm in Verbindung zu setzen. Wegen des alten Schuldgefühls, das an mir nagte, habe ich ihm geschrieben. Wir haben uns wiedergesehen. Und ich weiß nicht recht warum, aber meinen Freunden gegenüber habe ich dieses Wiedersehen aufgebauscht, deutete an, es sei verliebt gewesen, und allen gefiel die Vorstellung, dass man unmögliche Geschichten sogar vierzig Jahre später reparieren, sich wiederfinden und sich immer noch gefallen konnte. Auch wenn es Zärtlichkeiten gab, wir nebeneinanderlagen und er mich wieder »Lausbub« nannte, wir konnten nur feststellen, wieviel uns trennte. Er hatte das Leben nicht beim Schopf packen können, er war verbittert, wurde schnell gereizt, als versuchte er mir gegenüber eine Autorität auszuspielen, die er vor vierzig Jahren nicht hatte. Er regte sich auf, als ich ihm erzählte, dass ich während des Algerienkriegs die FLN unterstützt hatte, ärgerte sich immer noch, als wir nach Bollène fuhren, wohin er mit mir zusammen zurückkehren wollte. Unsere beiden Welten hatten sich immer weiter voneinander entfernt. Francis ist vor ein paar Jahren gestorben, ohne Frieden gefunden zu haben. Habe ich

ihn gefunden? Nein, ich suche keinen Frieden, er wird nicht kommen, er ist mir unmöglich. Nur die Suche, die Bewegung, der Sinn zählt. Und ich habe es geschafft, mein Leben an Menschen und Kämpfen auszurichten, die mich besänftigten. Ich habe die Männer, die ich liebte, nicht aus den Augen verloren, Jean-Pierre und Jean sind immer noch da, vielleicht sind es auch sie, die sich nicht von mir entfernt haben. Weil ich eine Deportierte war? Weil ich sehr klein bin? Wahrscheinlich bin ich beruhigend für sie, weil ich von einem Ort zurückgekehrt war, aus dem man nicht zurückkehrt, und dass ich schon mindestens ein Jahrzehnt länger am Leben bin als sie, lässt ihnen Zeit.

Das Telefon klingelt. Charlotte ruft mich aus Israel an. In Montélimar waren wir in derselben Klasse. Sie ist nach mir verhaftet worden, aber ich bin ihr in Birkenau nicht begegnet.

– Was machst du gerade?

– Ich arbeite über die Liebe.

Sie schweigt, als stieße das Wort Liebe sie vor den Kopf. Sie kann nichts damit anfangen.

– Die Liebe im Lager oder was?

– Nach dem Lager.

– Ach, das ist besser. Im Lager hab ich nicht viel davon gesehen.

– Ich auch nicht.

Ich habe meinen zurückgekehrten Freundinnen manchmal Fragen zu stellen versucht, über ihren Körper, ihr Verlangen, ihren Intimbereich, die Liebe danach. Sie waren alle verschlossen. Eine sagte, dass sie es hasste, zu

küssen oder geküsst zu werden, aber mir schien, das war schon zuviel. Die meisten haben Kinder und Enkelkinder. Wir haben jede auf ihre Art das Leben wieder aufgenommen. Ich weiß noch, dass ich bei einer meiner Recherchen eines Tages in Nancy an der Tür eines schönen Hauses klingelte, und dort öffnete mir – Überraschung! – Mylène. Im Lager hatte ich ihr immer einen Haufen Fragen gestellt wie einer großen Schwester, sie hatte es bei ihrer Verhaftung geschafft, ihre kleine Schwester zu retten, indem sie sie rechtzeitig wegschickte. Ich hatte sie zufällig wiedergefunden. Sie war sehr schön, sehr zurückhaltend, sie hatte vier Kinder. In jeder Hinsicht mein Gegenteil. Sie ruft mich manchmal an. Wir alle rufen uns regelmäßig an. Wir werden uns wahrscheinlich nie wiedersehen, wir gehen nicht mehr aus dem Haus, aber wir sehen nach, ob die anderen aus unserer Seilschaft noch da sind, dass sie noch nicht losgelassen haben.

Und mich, aber auch sie verkörpert Anouk Aimé, die durch das grasüberwucherte Lager, die leeren Baracken irrt und schließlich die Stufen hinaufsteigt und über die verrosteten Gleise schreit: »Ich bin am Leben!« Ich habe meinen Film vor fünfzehn Jahren gedreht, ich bin nach Birkenau zurückgekehrt und habe es gefilmt, wie es heute ist, eine kleine Aue mit Birken, wieder der Natur, aber auch dem Vergessen preisgegeben. Er entstand fast vierzig Jahre nach meinem ersten Drehbuch, mit einer ganz anderen Geschichte, aber wie ich mir vorgenommen hatte, ohne Archivmaterial und mit Schauspielern. Ich hatte Zeit gebraucht, ich musste allein

sein. Mit Jean-Pierre hatte ich Algerien gefilmt, später mit Joris Vietnam, Laos und China, ich hatte immer Partner gehabt. Ich hatte Liebe und Arbeit vermischt, um in die Welt aufzubrechen, ihr gegenüberzutreten und von ihr zu erzählen, ich war nie allein Herr an Bord gewesen, ich traute mich nicht, war immer noch befangen in meinem alten intellektuellen Minderwertigkeitskomplex, auch in alten Ängsten. Aber um auf meine Geschichte und die Lager zurückzukommen, musste ich mir meiner Einsamkeit bewusst sein. Das war 2002 so, als die Dreharbeiten begannen, mein Jahrhundert war zu Ende, und es gab keinen Mann mehr in meinem Leben. Was mir blieb, waren »meine Enkel«. Ich rede mit meinen Freunden oft über sie, denn ich hatte seit langem das Gefühl, beschützt worden zu sein. Sie sind nicht die Boten irgendeines Gottes, ich weiß nicht, wonach sie aussehen, aber dort fingen sie an mich zu begleiten. Und das muss deshalb so gewesen sein, weil ich etwas zu tun, zu erledigen hatte.

Ich bin jetzt so alt wie Joris bei seinem Tod. Ich weiß noch, wie schwach er schon war, als wir zur Erkundung für *Eine Geschichte über den Wind* in China waren. Nur noch ein Viertel seiner Lunge funktionierte, er bekam kaum Luft. Die Behörden in Peking hatten Angst, er würde dort sterben. Wir organisierten einen Notfalltransport nach Frankreich zurück, ich sehe ihn vor mir, wie er auf mehreren Essenswagen ausgestreckt ins Flugzeug gebracht und dann direkt ins Hôpital Laennec eingeliefert wird. Als wir ankamen, dachte er nicht, er würde sterben, das tat er nie, jedenfalls nicht laut, er sprach nur davon, zurückzukehren, zu drehen, was wir auch taten. Aber an

diesem Tag ließ ich ihn im Krankenhaus allein und ging nach Hause, ohne einen Sou in der Tasche, und weiter ins Flore, wo ich mit den Augen aß, in diesem Viertel, das mich nach dem Krieg aufgenommen und meine Wunden verbunden hatte. Es war immer noch etwas davon da, ein unzerstörbares Band zwischen dem Viertel und mir. Doch es hatte sich sehr verändert. In den letzten zwanzig Jahren hatte mich eine alternde kleine Rothaarige aus den zu luxuriös gewordenen Schaufenstern angeblickt. Ich bin besser gealtert als mein Viertel, finde ich. Seine Kühnheiten, seine Freiheiten, seine Bücher, selbst die, die ich nicht die Zeit hatte zu lesen, sind in mir. Ich ziehe mich in meine Wohnung zurück. Ich erlaube mir noch ein paar Joints, obwohl ich kurzatmig bin wie Joris. Ich kümmere mich nicht um mein Alter. Was mich erschreckt, sind Bilder meiner Jugend. Ich habe den Tod schon gesehen. Allzu deutliche Bilder, Leichen über Leichen. Ich weiß, dass man allein stirbt. Und ich habe nie verstanden, warum die Augen offen bleiben.

Vor kurzem, als ich einschlafen wollte, dachte ich an dieses Buch, an das, was ich darin nicht erwähne, den kleinen rosa Coupon, einen alten Kassenbon in meinem Koffer. Auf die Vorderseite hatte ich geschrieben »immer noch so dumm« und auf die Rückseite »Ich bin gerade achtundzwanzig geworden, man würd's nicht glauben. Ich habe einen Bon getippt, um es zu schreiben.« Mein Leben war wirklich ein Nachschlag. Ich dachte wieder an die Zeilen, die ich schon erwähnt habe, nein nein, entschieden werde ich nicht schreiben ... das darf man nicht, man muss »weitermachen«. Ich habe weiterge-

macht, dann geschrieben. Umgekehrt wäre es nicht möglich gewesen. Ich konnte nicht einschlafen, und da sind mir weitere Männer eingefallen, ich habe viele vergessen! Jener Bankdirektor zum Beispiel, mit dem ich immerhin nach Italien gefahren war und den ich nachts mit meinen Fragen löcherte, oder Henri, Riri genannt, ein gutaussehender Armenier, der mich im Kabrio bei meiner Mutter abholte, um nach Saint-Tropez zu fahren, »Hallo Mama, ich fahre weg!«

Aber alle gescheiterten Liebesbeziehungen gleichen sich am Ende. In manchen Nächten träume ich. Beim letzten Mal wohnte ich in einer antiquierten Wohnung in der Gegend des Boulevard des Batignolles, aber zugleich war es eine Stadt, die ich nicht kannte, eine Stadt in der Stadt voller Labyrinth, in der ich barfuß herumging, ohne mir die Füße zu verletzen, eine schöne, sehr schöne Stadt mit Plätzen und weißen Klippen an einem Wasserlauf. Ich ging vorwärts, stolperte von einer Landschaft in die andere, bald ländlich, bald sehr raffiniert gestaltet, es war, als wären die schönsten Umgebungen an einem einzigen Ort versammelt, ich war allein, ich suchte Schuhe, ein Schuhgeschäft, aber Türen und Fenster waren nicht echt, ich weiß noch, dass ich ein Mädchen ohne Angst ins Wasser springen sah, dann bin ich aufgewacht, friedlich, und hatte Lust, dorthin zurückzukehren.

Schlaf gut, mein Herz.

Aus der Reihe Critica Diabolis

21. Hannah Arendt, Nach Auschwitz, 13.- Euro
65. Guy Debord, Gesellschaft des Spektakels, 20.- Euro
171. Harry Rowohlt, Ralf Sotscheck, In Schlucken-zwei-Spechte, 15.- Euro
223. Mark Fisher, Gespenster meines Lebens, 20.- Euro
225. Eike Geisel, Die Wiedergutwerdung der Deutschen, 24.- Euro
246. Mark Fisher, Das Seltsame und das Gespenstische, 18.- Euro
253. Wolfgang Pohrt, Werke Bd. 10, Kapitalismus Forever & Texte, 22.- Euro
262. Wolfgang Pohrt, Werke Bd. 4, Kreisverkehr & Texte 82-84, 30.- Euro
268. Wolfgang Pohrt, Werke Bd. 1, Theorie des Gebrauchswerts u.a., 32.-
271. Eike Geisel, Die Gleichschaltung der Erinnerung, Essays, 26.- Euro
272. Mark Fisher, k-punk, Nachgelassene Schriften (2004-2016), 34.- Euro
277. Iris Dankemeyer, Erotik des Ohrs. Adorno, 30.- Euro
284. Caroline Fourest, Generation Beleidigt, 18.- Euro
286. Ingo Müller, Furchtbare Juristen, erweiterte Neuauflage, 26.- Euro
287. Wolfgang Pohrt, Werke Bd. 8.2, Brothers in Crime, 26.- Euro
294. Wolfgang Pohrt, Werke Bd. 9, FAQ & Ergänzungstexte, 26.- Euro
295. Léon Poliakov, Vom Hass zum Genozid. Das 3. Reich und die Juden, 34.-
301. Klaus Bittermann, Unruhestifter Wolfgang Pohrt, Biographie, 32.- Euro
311. Ingo Elbe u.a. (Hg.), Probleme des Antirassismus, 34.- Euro
313. Wolfgang Pohrt, Werke Bd. 11, Briefe & Mails 1976–2016, 38.- Euro
317. Wiglaf Droste, Vollbad im Gesinnungsschaum. Sprachkritik, 22.- Euro
318. Andreas Stahl u.a. (Hg.), Gesichter des politischen Islam, 30.- Euro
322. Julie Burchill, Willkommen bei den Woke-Tribunalen, 34.- Euro
325. Bruno Chaouat, Ist Theorie gut für die Juden?, 30.- Euro
327. Hans Traxler, Wie die Malerei verschwand, 26.- Euro
328. Ingo Elbe, Antisemitismus und postkoloniale Theorie, 28.- Euro
329. Christof Meueler, Die Welt in Schach halten. Wiglaf Droste, 30.- Euro
330. Martha Gellhorn, Die Araber von Palästina, 18.- Euro
331. Hallische Jahrbücher#2, Das Zeitalter des Populismus, 24.- Euro
332. Martini & Bittermann (Hg.), Nach dem 7. Oktober, Essays, 24.- Euro
333. Joe Bauer, Einstein am Stuttgarterstrand, 20.- Euro
334. Pascal Bruckner, Die Gesellschaft der Opfer, 26.- Euro
335. Jonathan Guggenberger, Opferkunst, 20.- Euro
336. Anton Landgraf, Bis hierher und immer weiter, 16.- Euro
337. Adam Kirsch, Siedlerkolonialismus, 24.- Euro
338. Wolfgang-Pohrt-Reader, Wahn und Realitätsverlust, 26.- Euro
339. Coleman Hughes, Farbenblind. Ein Plädoyer, 26.- Euro
340. El Helou & Debora Eller (Hg.), Das Subjekt Frau, 26.- Euro
341. Eric-John Russell, Spektakuläre Logik bei Hegel und Debord, 30.-
342. Florence Schulmann, Der Vogel von Bergen-Belsen, 18.- Euro
343. Jan Gerber, Das Verschwinden des Holocaust, 28.- Euro
344. James Poniewozik, Alle Scheinwerfer auf mich, Trump, 32.- Euro
345. Marceline Loridan-Ivens, Liebe im Schatten von Auschwitz, 20.- Euro
346. Bittermann & Hesse (Hg.), Ideologie und Aktivismus, ca. 28.- Euro
347. Lars Rensmann, Kritische Theorie über Antisemitismus, ca. 34.- Euro
348. Klaus Thörner, Katar und die Muslimbruderschaft, ca. 20.- Euro
349. Jan Gerber, Endstation Entebbe. Linker Terrorismus und Israel, 20.- Euro

<http://www.edition-tiamat.de>